

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Erinnerungen aus dem Leben eines alten Schulmannes

Ziel, Ernst

Leipzig, 1889

III. Lehrerjahre 1839 - 1885.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6955

II. Lehrerjahre 1839—1885.

1. Gymnasium in Göttingen (Michaelis 1839—Michaelis 1841).

Mein Probejahr erstand ich unter dem Direktor Ferdinand Ranke, Grotefends Nachfolger, zugleich war ich Mitglied des pädagogischen Seminars und blieb es auch noch ein zweites Jahr. Ich habe das immer als ein Glück betrachtet, denn hier lernte ich unterrichten. Auf der Universität wurden bloß theoretische Studien getrieben, auch die Vorlesung über Pädagogik war mit keinen praktischen Übungen verbunden. So wurde der angehende Lehrer Hals über Kopf ins Wasser gestürzt, um schwimmen zu lernen. Viele lernten es, gar manche sonst tüchtige Männer aber gingen dabei zu Grunde. Es sollte darum auch schon auf der Universität an praktischer Anleitung nicht fehlen, aber freilich — die Lehrer der Pädagogik selbst sind oft nur Theoretiker und haben nie in einer vollen Klasse unterrichtet. Auch Herbart hatte in Königsberg nur eine kleine Zahl von Schülern gesammelt, mit denen er den Homer las und mit ihm den griechischen Unterricht begann. Das mochte bei wenigen ausgewählten Schülern angehen, ließ sich aber auf große Klassen, in denen die mittleren Köpfe doch immer am zahlreichsten vertreten sind, nicht unbedingt, wie er wollte, anwenden. Nach seinem Vorgange hat man den Versuch auch an einzelnen Gymnasien z. B. am Lyceum von Hannover gemacht, ihn aber überall wieder aufgegeben. Theoretisch klug ja der Vorschlag sehr verlockend, praktisch war er ohne die größten Unzuträglichkeiten nicht durchführbar. Man sollte deshalb die Vorlesung über Pädagogik immer nur in die Hand von praktisch-erfahrenen Schulmännern legen.

Ranke hatte frühzeitig erkannt, daß die Vorbereitung der jungen Schulmänner eine durchaus unzureichende sei. Er hatte darum bei der k. Regierung den Antrag auf Errichtung eines pädagogischen Seminars gemacht, Kohlrausch war bereitwillig darauf eingegangen, die nötigen, wenn auch recht bescheidenen Mittel wurden beschafft, und im Jahre 1839 trat es am Gymnasium zu Göttingen ins Leben. Ranke, ein jüngerer Bruder des großen Geschichtschreibers, war erster Direktor desselben und für diese Thätigkeit besonders geeignet. Schüler der Pforte, war er ein sehr tüchtiger, auch durch wissenschaftliche Leistungen rühmlich bekannter Philologe. Daneben besaß er ausgebildete Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten, war guter Historiker und Theologe, dazu, was für seine neue Stellung das wichtigste war, ein theoretisch wie praktisch durchgebildeter Pädagoge. Lebendigen Geistes und voll von Interesse für alles Höhere, kam er aller-

dinge in Gefahr sich zu zersplittern. Den verschiedensten Vereinen gehörte er als thätiges Mitglied an, für alles fand er Zeit, war aber deshalb auch in beständiger Hast. In der Stadt hatte er den Beinamen der „Segler“ bekommen, weil er — im Winter mit flatterndem Mantel — sich stets in großer Eile bewegte. Liebenswürdig im Verkehr, wohlwollend, bereit jedem zu helfen, wie und wo er konnte, ein wahrer Christ in Worten und Werken, hatte er keinen Feind, aber zahlreiche Freunde. Der jüngeren Lehrer nahm er sich ganz besonders an, und ihre Dankbarkeit und Verehrung ist ihm über das Grab hinaus gefolgt.

Außer mir gehörten dem Seminar noch zwei Kandidaten an, ein Mathematiker und ein Philologe. Unsere Stundenzahl war eine sehr mäßige, erst im zweiten Jahre stieg sie, wenn ich nicht irre, auf zwölf bis sechszehn. Wir hatten also Zeit zu gründlicher Vorbereitung. Die Hauptsache war, daß der Direktor unsere Stunden fleißig besuchte, gelegentlich selbst prüfte und uns so praktisch anleitete, die Fragen richtig zu stellen, endlich daß er jeden Sonnabendnachmittag mit uns eine Konferenz abhielt, in der die Methode besprochen und getadelt oder gelobt wurde, was er in unserem Unterricht zu tadeln oder zu loben gefunden hatte. Daneben ließ er uns über neu erschienene Bücher, die sich mit der Methodik des Unterrichts beschäftigten, schriftlich oder mündlich Bericht erstatten und gab uns der Reihe nach Thematata, in denen wir pädagogische Fragen selbständig zu behandeln hatten. Ebenso veranlaßte er uns, bei älteren Lehrern zu hospitieren, und bezeichnete die Stunden, denen wir beiwohnen sollten. Auch an den allgemeinen Konferenzen hatten wir teilzunehmen. Auf diese Weise wurden wir theoretisch und praktisch geschult.

Dies allerdings nur auf eine kleine Zahl von angehenden Schulmännern berechnete Seminar ist mit Ausnahme des an der Franckeschen Stiftung meines Wissens lange Zeit das einzige gewesen. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die Wichtigkeit einer solchen theoretisch-praktischen Vorbereitung für Kandidaten des höheren Schulamtes zu erkennen und entsprechende Einrichtungen an anderen Gymnasien zu schaffen oder doch zu planen. Daß dabei in neuester Zeit geradezu maßlose und unausführbare Vorschläge zutage getreten sind, ist nicht wunderbar, wunderbar nur, daß sie von praktischen Schulmännern ausgingen. So wurde von einem solchen ganz ernstlich empfohlen, für jede (preußische) Provinz ein großes Seminar zu errichten und sämtliche Mitglieder desselben — also doch etwa 20 — an einem Gymnasium von einem Direktor ausbilden zu lassen! Wie zu dieser ungeheuren Arbeit die Kräfte eines ohnehin vielbeschäf-

tigten M
so große
unerfind
glückten
das kein
das Kind
verständig
angehend
doch ein
der ganz
des niede
tung auf
die Mehr
für verke
tionen fü
Wie leich
gehen mu
liegt die
doch eine
für jede
die richtig
Takt und
schriftliche
wird nich
Kollegen
bekannt i
selnde St
handlung
behaupten
Gegenstan
bekannt i
als eine
bekennen,
während
eine Lehr
zu geben
der geleh
Ich
derselben
ja für ein
Darstellun

igten Mannes ausreichen könnten, und woher die Stunden für eine so große Zahl von Kandidaten genommen werden sollten, ist mir unerfindlich, und was endlich aus der mit so vielen Anfängern beglückten Schule werden würde, kann sich jeder selbst sagen, es bedarf das keiner weiteren Ausführung. Solche Vorschläge machen, heißt das Kind mit dem Bade ausschütten. Auch diejenigen, die die Sache verständiger angriffen, haben meines Erachtens sich die Vorbereitung angehender Volksschullehrer allzusehr zum Muster genommen: es ist doch ein Unterschied in der Vorbildung nicht bloß, sondern auch in der ganzen geistigen Entwicklung der Kandidaten des höheren und des niederen Schulamts. Die zum Teil mehr mechanische Vorbereitung auf die Lehrstunden, die für die letzteren notwendig ist, ist für die Mehrzahl der ersteren geradezu vom Übel. Darum halte ich es für verkehrt, diese zu veranlassen, ins einzelne ausgeführte Dispositionen für die Lehrstunden zu entwerfen und darnach zu unterrichten. Wie leicht kann eine unerwartete Antwort, auf die der Lehrer eingehen muß, das ganze schöne Schema über den Haufen werfen! Auch liegt die Gefahr nahe, daß dadurch die Frische des Lehrenden, die doch eine Hauptsache ist, ertötet wird. Eine gehörige Vorbereitung für jede Stunde ist, für den angehenden Lehrer zumal, unerläßlich, die richtige Ausführung folgt dann von selbst, wenn anders derselbe Takt und Geschick hat; fehlt ihm beides, so wird auch die sorgfältigste schriftliche Vorbereitung nichts nützen. Auch der erfahrene Lehrer wird nicht ohne Not, die z. B. eintreten kann, wenn er plötzlich einen Kollegen zu vertreten hat, unvorbereitet in eine Lehrstunde gehen, so bekannt ihm auch immer der Stoff ist. Schon der alljährlich wechselnde Standpunkt einer Klasse erfordert eine Verschiedenheit der Behandlung des Lehrstoffes von seiten des Lehrers. Man darf dreist behaupten, daß eine jede wohl vorbereitete Lektion, auch wo der Gegenstand, wie ich schon bemerkt habe, dem Lehrenden vollkommen bekannt ist, ungleich lebendiger, interessanter und fruchtbarer wird, als eine extemporierte. Von mir kann ich es der Wahrheit gemäß bekennen, daß, wenn ich nicht in eine Zwangslage versetzt war, ich während meiner sechsundvierzigjährigen Dienstzeit nie unvorbereitet in eine Lehrstunde gegangen bin, mochte dieselbe in Prima oder in Sexta zu geben sein. Das ist die pädagogische Vorbereitung, der sich auch der gelehrteste Lehrer nicht entziehen sollte.

Ich komme auf die Seminare zurück. Daß ich die Errichtung derselben an sich und zwar in größerer Anzahl für dringend erwünscht, ja für ein unabweisbares Bedürfnis halte, ergibt sich aus der vorigen Darstellung. Welchen Segen sie für den Lehrer im Gefolge haben,

weiß ich aus eigenster Erfahrung, ich werde später noch darüber zu berichten haben.

Wie sollen sie eingerichtet werden?

Diese Frage erledigt sich im wesentlichen durch die Mitteilung, die ich über das Seminar in Göttingen gemacht habe. Seine Einrichtungen haben sich im Laufe der Jahre bewährt, Verbesserungen im einzelnen sind ja nicht ausgeschlossen. Jedenfalls sollte die Zahl der Mitglieder eine kleine sein und dürfte die Zahl von 4—5 nicht übersteigen.

Bei der Wahl der mit Seminaren zu verbindenden Gymnasien kommt es nun nicht auf die Städte, sondern auf die Direktoren an. Für größere Städte spräche vielleicht der Umstand, daß in ihnen den jungen Männern mehr Anregung geboten, auch zu etwaigem Nebenverdienst mehr Gelegenheit gegeben ist als in kleineren. Andererseits aber haben kleinere Orte, in denen die Schule noch mehr im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses steht, und die Kandidaten von ihrem Berufe durch großstädtische Zerstreungen weniger abgezogen werden, ihre unleugbaren Vorzüge. Die Hauptsache aber ist, daß man die Seminare dahin verlegt, wo sich geeignete Männer zu ihrer Leitung finden, und daß man diesen bei einem etwaigen Wechsel die für diese Thätigkeit besonders geeigneten Nachfolger giebt. Nicht jeder Direktor, wenn er auch sonst ein tüchtiger Mann ist, hat gerade zu dieser Arbeit Geschick oder Neigung.

Die Kosten*) für die Errichtung der Seminare in der Ausdehnung, daß alle oder doch die meisten Kandidaten an ihnen ihre Ausbildung finden, sind nicht so erheblich, daß sie von den ständischen Vertretungen nicht zu erlangen wären. Liegt doch eine solche Einrichtung im Interesse der ganzen Nation. Und hier kann auch ein kleinerer Staat mit gutem Beispiele vorangehn und braucht nicht auf Preußen zu warten, wo der Größe des Landes und darum der größeren Kostspieligkeit wegen die Sache im ganzen Umfange vielleicht nicht so rasch ins Werk gesetzt werden kann.

Es würde eine große Freude für mich sein, wenn ich die Ausführung dieser Einrichtung noch erlebte; sie würde unserm ganzen höheren Schulwesen zum Segen gereichen.

*) Nehme ich z. B. für das Königreich Sachsen oder eine der größeren Provinzen Preußens etwa 8 Seminare für angehende Gymnasial- und Realschullehrer mit je 3—4 Seminaristen an und rechne für jeden der 24—32 Seminaristen eine Unterstützung von 600 Mark und ebensoviel für jeden der 8 Leiter als Entschädigung für seine Mühewaltung, so würde der gesamte Aufwand für diese Einrichtung nicht mehr als 19 200—24 000 Mark betragen.

Ge
vor den
die gese
ausgestel
Der
lange J
Hannove
kennen, i
als zu i
selten ist,
mit durc
in seinen
der Schu
kannte ih
Zeit Ber
fern, dar
als lange
verdient
anderen
er außer
wirken v
was nur
erst in se
im Durc
sondere
Ein Men
Lehrer se
zurückhalt
auch und
Trotz dur
so konnte
Sel
süchtigen
fangs mi
nur das
winnen g
selten oh
So fande
städtische
statt; die
nach dem
3tel, G

Gegen Ende meiner amtlichen Thätigkeit in Göttingen hielt ich vor dem Oberschulrat, nachherigem General-Schuldirektor, Kohlrausch die gesetzlich vorgeschriebene Probelektion ab. Das darüber von ihm ausgestellte Zeugnis habe ich stets in hohen Ehren gehalten.

Denke ich an diesen Mann zurück, der fortan mein oberster Chef lange Jahre hindurch sein sollte, und dem das höhere Schulwesen Hannovers mehr als jedem anderen verdankt, so muß ich offen bekennen, daß ich zu keinem je ein unbedingteres Vertrauen gehabt habe als zu ihm. Er war eine ideale Persönlichkeit und dabei, was so selten ist, ein ausgezeichnet praktischer Mann, eine würdige Erscheinung mit durchdringenden, oft schalkhaft lächelnden Augen, mild und human in seinem ganzen Wesen, von hingebender Aufopferung für die Sache der Schule und für die Person der ihm untergebenen Lehrer. Er kannte ihre Familienverhältnisse genau und ist ihnen oft in schwerer Zeit Berater und Helfer gewesen. Strenge lag seiner Natur eigentlich fern, darum aber machte ein tadelndes Wort von ihm mehr Eindruck, als lange Strafpredigten anderer. Man schämte sich eben, seinen Tadel verdient zu haben. Da im Schulleben sich weniger als in jedem anderen Berufe alles amtlich ordnen und bürokratisch regeln läßt, hat er außeramtlich durch Briefe an Direktoren und Lehrer vor allem zu wirken verstanden. Eine Sammlung derselben mit Ausschluß dessen, was nur für den Augenblick Bedeutung hatte, würde uns den Mann erst in seiner ganzen Größe zeigen. Es war bekannt, daß er täglich im Durchschnitt 10—15 oft sehr eingehende und allgemeine wie besondere Fragen der Erziehung behandelnde Briefe geschrieben hat. Ein Menschenkenner, wie wenige, hat er sich in der Beurteilung seiner Lehrer selten, wenn je, geirrt. Mit Versprechungen war er karg und zurückhaltend, wenn er aber etwas versprochen hatte, so hielt er es auch und wußte einen wohlerrungenen Plan allen Schwierigkeiten zum Trotz durchzusetzen. Wenn er sagte: „es wird vielleicht möglich sein“, so konnte man die Sache für abgemacht halten.

Selbst das Vertrauen der auf ihre Patronatsrechte höchst eifersüchtigen Magistrate, die die Einsetzung des Oberschul-Kollegiums anfangs mit argwöhnischen Augen angesehen hatten, hatte er durch seine nur das Wohl der Schule ins Auge fassende Thätigkeit so zu gewinnen gewußt, daß auch an ihren Schulen eine wichtigere Stelle selten ohne seinen Rat und ohne seine Mitwirkung besetzt wurde. So fanden, im Interesse der Sache, von königlichen Anstalten an städtische und umgekehrt, zahlreiche Versetzungen ohne Schwierigkeit statt; die Patronate wußten auch in den politisch erregten Zeiten nach dem Umsturz des Staatsgrundgesetzes, daß Kohlrausch sich nur

von sachlichen, nie von politischen Rücksichten leiten ließ, und darum besaß und bewahrte sich denn auch das Oberschul-Kollegium ein Vertrauen, wie es damals schwerlich einer anderen königlichen Behörde geschenkt wurde.

Kohlrausch ist bis zu seinem Tode (30. Januar 1867) in seiner Stellung geblieben zum Glück für die Entwicklung des höheren Schulwesens in Hannover, dem er 37 Jahre vorgestanden hat. Zweimal während dieser Zeit hatten wir seinen Rücktritt zu befürchten, zuerst als im Jahre 1846 König Ernst August auf Betrieb einiger Adelsfamilien dekretierte, daß fortan das Griechische als obligatorischer Lehrgegenstand an den Gymnasien beseitigt und zu einem bloß fakultativen herabgedrückt werden sollte. Das hieß die Art an die Wurzel legen. Denn was wären Gymnasien ohne Griechisch? Kohlrausch hatte alles aufgeboten, um diesen Schlag abzuwenden, aber vergebens. Sollte er nun gehen? Erwogen hat er die Frage sehr ernstlich, sich aber, und mit Recht, zum Ausharren entschlossen. Durch seinen Abgang würde nichts genützt, vielmehr das Gedeihen des ganzen höheren Schulwesens aufs äußerste gefährdet worden sein, auch war er der einzige, der durch seinen persönlichen Einfluß der schmachvollen Maßregel indirekt mit Erfolg entgentreten konnte. Und das hat er, und mit ihm die Direktoren und Lehrer, gethan, und so ist es gekommen, daß nur in wenigen ganz vereinzeltten Fällen von der Dispensation Gebrauch gemacht wurde. An den meisten Schulen hat auch nicht ein einziger Schüler das Griechische aufgegeben: es hätte das für ehrenrührig gegolten.

Das Jahr 1848 hat den früheren Zustand, der nur zwei Jahre unterbrochen gewesen war, wieder hergestellt.

Zum zweiten Mal war Kohlrausch entschlossen zu gehen, als im Jahre 1866 Hannover Preußen einverleibt wurde. Er war hochbetagt und hatte deshalb schon unter den alten Verhältnissen seinen Rücktritt ernstlich ins Auge gefaßt, er blieb aber auf dringendes Ersuchen der neuen Regierung, um im Interesse seiner ihm teuren hannoverschen Schulen diese aus den alten in die neuen Verhältnisse überführen zu helfen. Die neue Zeit hat er nur wenige Monate überlebt. Ehre seinem Andenken!

Im Sommer 1841 erhielt ich zu meiner Überraschung meinen ersten, allerdings nichts weniger als glänzenden Ruf nach auswärts. Mein Name war drei ganze Meilen über Göttingen hinaus nach Osterode am Harz gedrungen, dessen Magistrat mir eine Hilfslehrerstelle mit 150 Thalern (450 Mark) anbot! Nachdem ich dankend abgelehnt hatte, kam ein zweites Schreiben mit dem Angebot einer

Erhöhung
daß sich
fände. V
Lehrers
wenn es
jetzt mit
die Zeiter
mit den
Ben
eines ord
Hannover
— das
(1200 M
Was
durch Tit
rektor, R
zu erklim
Amtsnam
Stade bef
und für
wurde n
liehen, Le
für diese
Mein
in Götting
geisterung
Kollegen,
im besten
Strenge,
üben noch
Universitä
nachdem i
ich mich,
Elternhau
Göttingen
in Otter
torat am
meldete id
rauschs un
1841 soll
Der

Erhöhung der Summe um 25 Thaler. Zum Troste war hinzugefügt, daß sich in Osterode auch zu Privatunterricht vielfach Gelegenheit fände. Nun war die gewöhnliche Zahlung für die Privatstunde eines Lehrers damals und noch viel später 4 gute Groschen = 48 Pfennige, wenn es hoch kam $7\frac{1}{2}$ gute Groschen = 90 Pfennige, während sie jetzt mit 3—4, ja nicht selten mit 6 Mark bezahlt wird. So haben die Zeiten sich geändert. Indessen lehnte ich auch den zweiten Antrag mit den in tröstliche Aussicht gestellten Privatstunden ab.

Bemerken will ich bei dieser Gelegenheit, daß das Anfangsgehalt eines ordentlichen Lehrers 250—300 Thaler betrug, und daß im Hannover'schen allein die Stadt Lüneburg den jungen Kollaboratoren — das der Titel der neu angestellten Lehrer — 400 Thaler (1200 Mark) zahlte.

Was aber damals an Gehalt zu wenig gezahlt wurde, schien durch Titel ersetzt werden zu sollen. Kollaborator, Subkonrektor, Subrektor, Konrektor, Rektor, endlich Direktor war die Stufenleiter, die zu erklimmen war. Mit Ausnahme des Subrektors habe ich diese Amtsnamen sämtlich geführt. In Verden und wahrscheinlich auch in Stade bestand in meiner Jugend auch noch der Titel „Grammatikus“ und für die Frau „Frau Grammatici“. Der Titel „Professor“ wurde nur einigen Lehrern an der Ritterakademie in Lüneburg verliehen, Lehrern an anderen Anstalten nicht. Einen stichhaltigen Grund für diese Bevorzugung ausfindig zu machen, ist uns nie gelungen.

Meine beiden Lehrerjahre, ich könnte sie auch Lehrjahre nennen, in Göttingen waren für mich glückliche Jahre. Ich war voller Begeisterung für mein Amt, der Direktor hatte mich gern, mit den Kollegen, die zum Teil noch meine Lehrer gewesen waren, stand ich im besten Einvernehmen, mit den Schülern kam ich trotz meiner Strenge, wie sie jungen Lehrern gewöhnlich eigen ist, die Geduld zu üben noch nicht gelernt haben, vortrefflich aus, endlich bot mir die Universität reiche Gelegenheit zu wissenschaftlicher Förderung. Dennoch, nachdem ich dem Seminar nunmehr zwei Jahre angehört hatte, sehnte ich mich, so schwer mir auch die Trennung von unserm glücklichen Elternhause wurde, nach einer ordentlichen Anstellung, zu der in Göttingen damals keine Aussicht vorhanden war. Ich sollte sie bald in Otterndorf im Lande Hadeln finden. Hier war das Konrektorat am Progymnasium öffentlich ausgeschrieben, auf den Rat Rankes meldete ich mich, wurde zu einer Probelektion berufen und auf Kohlrauschs und Rankes Empfehlung zum Konrektor gewählt. Michaelis 1841 sollte ich mein neues Amt antreten.

Der Name Otterndorf zog mich wegen Joh. H. Voß', der dort

mehrere Jahre Rektor gewesen war, an, dazu belief sich das Gehalt auf mehr als 300 Thaler. Ranke meinte, es sei gut, wenn ich möglichst rasch in die Reihe der ordentlichen Lehrer einträte; daß ich dort nicht sitzen bliebe, dafür würde schon gesorgt werden.

2. Otterndorf (Michaelis 1841—Michaelis 1842).

Zur Abhaltung der Probelektion, die im August angesetzt war, nahm ich auf den Rat eines Studenten aus Otterndorf meinen Weg über Bremen und Bremerhaven, fuhr von da in einem Mietwagen, soweit es die Wege erlaubten — in der Hadelnschen Marsch waren sie der Zeit grundlos —, und langte endlich in einem Rahne auf dem Kanal, der in die Medem (plattdeutsch Mäme gesprochen) führte, spät abends in der Stadt an.

Das Land Hadeln ist fetter Marschboden, in dem die Wege zu Zeiten für Wagen unpassierbar sind oder doch waren, denn jetzt wird es anders geworden sein. Ich habe es erlebt, daß ein reisender Kaufmann, den dringende Geschäfte nach Ritzbüttel (Rugshafen) riefen, im Februar 1842 mit seinem leichten, offenen, von zwei Pferden gezogenen Wägelchen wenige Minuten vor Otterndorf auf der Heerstraße stecken blieb und drei Tage in der Stadt zurückgehalten wurde. Der Frost hatte dem Tauwetter Platz gemacht, es war Schlackerwetter eingetreten, und die im Sommer so vortrefflichen Wege grundlos geworden.

Die Probelektion wurde im Landeshause, in dem sich auch die Stände des Landes Hadeln versammelten, abgenommen. Ich hatte einen geschichtlichen Vortrag zu halten und im Lateinischen und Englischen zu prüfen. Alle zur Wahl Berechtigten, und deren waren, wenn ich mich recht erinnere, mehr als achtzig, hatten Zutritt, und etwa die Hälfte derselben war erschienen. Wie die Prediger, so wurden auch die Lehrer frei gewählt. Nach beendigter Lektion versammelten sich die Wähler mit dem Kandidaten in einem besonderen Zimmer, wo gemeinschaftlich Kaffee getrunken und aus langen Thonpfeifen geraucht wurde. Die Wähler wollten die Kandidaten nicht bloß als Lehrer, sondern auch als Menschen kennen lernen, und dazu war diese Einrichtung eine sehr praktische Handhabe. Ich hatte noch einige Mitbewerber, von denen aber nur einer, ein Ostfrieser, in Betracht kam. Meine Probelektion hatte aber offenbar gefallen, dazu kam die besondere Empfehlung von Kohlrausch und Ranke, und so wurde ich am Entscheidungstage mit sehr großer Stimmenmehrheit gewählt. Im Oktober 1841 trat ich mein neues Amt an.

Die
da. Offen
nicht. L
ein Gym
war. M
Rantor
gemacht
Anfängen
schule ge
und das
wenigen,
sie für d
nische un
Zeit fand
ins prak
Rektor, e
licher Ma
standen h
herunterg
Realprog
blühende
Unte
Tage, ab
Ich muß
zu Micha
Johanneu
Um
in den er
Hamburg,
Feuer in
unserem
die Sprig
Feuerstätte
merkte, d
die Bränd
löscht wir
alles vorb
getäuscht:
gegriffen
Straßen
Erst der

Die Schule war sehr schwach besucht, es waren kaum 30 Schüler da. Offenbar taugte ein Progymnasium für die Bedürfnisse des Landes nicht. Bis zur Einsetzung des Oberschulkollegiums war die Schule ein Gymnasium gewesen, von dem der Abgang zur Universität möglich war. Aber ein Gymnasium mit 3 Lehrern — Rektor, Konrektor, Kantor — und 3 Klassen war ein Unding, dem mit Recht ein Ende gemacht wurde. Hätte das Realschulwesen damals nicht erst in den Anfängen gestanden, so würde man aus dem Gymnasium eine Realschule gemacht haben, die den Bedürfnissen des Landes entsprochen und das nötige Schülermaterial gefunden haben würde. Für die wenigen, die sich den gelehrten Studien widmen wollten, hätte, bis sie für die höhern Klassen des Gymnasiums reif waren, durch lateinische und griechische Nebenstunden gesorgt werden können. Zu meiner Zeit fand ich nur einen vor, der studieren wollte, die übrigen wollten ins praktische Leben eintreten. Es kam hinzu, daß der damalige Rektor, ein Theologe, ein gescheiter und tüchtiger, aber etwas wunderlicher Mann, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen nicht verstanden hatte. Aus allen diesen Gründen war die Schülerzahl so heruntergegangen. Nachdem man später das Progymnasium in ein Realprogymnasium umgebildet hat, ist es wieder eine gut besuchte, blühende Anstalt geworden.

Unter den damaligen Verhältnissen hatten die Lehrer bequeme Tage, aber es war für einen jungen Schulmann wenig zu lernen. Ich mußte daher im Interesse meiner Fortbildung froh sein, als ich zu Michaelis 1842 als Collaborator philologicus an das Gymnasium Johanneum in Lüneburg berufen wurde.

Um mich der dortigen Patronatsbehörde vorzustellen, reiste ich in den ersten Tagen des Mai von Otterndorf nach Lüneburg über Hamburg, wo ich gerade angekommen war, als das große verheerende Feuer in der Nacht vom 4./5. Mai 1842 ausbrach. Wir waren in unserem Wirtshause am Hopfenmarke noch auf und hatten, als wir die Spritzen vorbeiraffeln hörten, große Lust hinzugehen und uns die Feuerstätte anzusehen. Davon riet uns der Wirt ab, indem er bemerkte, daß es in Hamburg eigentlich jeden Tag irgendwo brennte, die Brände aber von der vorzüglichen Feuerwehr jedesmal rasch gelöscht würden. Wir würden also wahrscheinlich erst hinkommen, wenn alles vorbei wäre. Diesmal freilich wurde sein gutes Vertrauen arg getäuscht: schon am folgenden Morgen hatte der Brand so um sich gegriffen und Flugfeuer vom ursprünglichen Herde weit entfernte Straßen ergriffen, daß an ein Löschen nicht mehr zu denken war. Erst der von Stade herbeigerufenen hannoverschen Artillerie gelang

es durch Einschließen von einzelnen Häusern und ganzen Häuserreihen des Feuers endlich Herr zu werden. Doch wer das nicht gewußt hätte, würde es schwerlich geglaubt haben, denn als ich vier Tage später auf meiner Rückreise von Lüneburg nach Otterndorf Hamburg wieder berührte, fand ich es überall lichterloh brennen. An Lösschen der brennenden Häuser dachte man nicht mehr, alle Mühe verwandte man darauf, die Weiterausbreitung des Feuers zu hindern und die verschont gebliebenen Stadtviertel zu schützen. Und das gelang.

Als ich am 5. Mai auf einem Dampfschiffe nach dem Hoopte fuhr, von wo man mittels Omnibus nach Lüneburg gelangte, hatten wir mittags etwa um ein Uhr einen schauerlichen Anblick. Es war ein warmer Tag, die Sonne schien hell am wolkenlosen Himmel: da sahen wir plötzlich die Spitze eines Turmes — es war, wie ich hörte, der Nikolaiturm — brennen, hellauf loderte die Flamme, das Sonnenlicht weit überstrahlend, und endlich sahen wir den Turm in sich zusammenstürzen. Es war ein trauriger, aber majestätischer Anblick, der mir unvergessen geblieben ist.

Überall, wohin ich kam, jetzt die Elbe auf- und später wieder abwärts, herrschte eine unbeschreibliche Aufregung und Bestürzung, aus der auch ein Binnenländer, der es nicht gewußt hätte, entnehmen konnte, welche Bedeutung diese große Handelsstadt für die Nähe und Ferne besaß. Nirgends war von etwas anderem die Rede, als von dem Brande. In Lüneburg, wo der Direktor Haage am Tage meiner Ankunft eine kleine Gesellschaft zu sich geladen hatte, war von weiter nichts die Rede: dreimal unterbrachen wir das Abendessen, um nach dem nahen Kalkberge zu eilen, von dem aus man das Feuer deutlich beobachten konnte. Lüneburg stand seit alter Zeit in naher Handelsbeziehung mit Hamburg, viele Familien hier und dort waren einander verwandt, um so größer also die Aufregung. Die Gerüchte, die umliefen, so schrecklich sie lauteten, erreichten doch kaum die Wirklichkeit. Man erzählte auch von verschiedenen tödlichen Mißhandlungen von Engländern, denen der Pöbel die Schuld am Brande zuschrieb: die Juden hatte man diesmal unbehelligt gelassen. Ein Freund von mir aus dem Lande Hadeln, der am dritten Tage des Feuers mit reichen Gaben für die Nothleidenden herbeigeeilt war, hatte sich der ihm drohenden Gefahr, da er in seiner Erscheinung einem Engländer sehr ähnlich war, — der Pöbel drängte auf ihn ein und rief: auch so ein verfluchter Engländer! — nur dadurch entziehen können, daß er mit dem urwüchsigen Ausdruck: „Die Floitje bin ik (alte Flöte bin ich) en Engländer“ seine deutsche Abstammung unzweifelhaft erwiesen hatte. Man erzählte später, ob wahr oder unwahr, weiß ich nicht,

daß der
erschlag

Zm
dorf zu
kennen,
dem sich
keit und

Das

Stromes

Quadrat

abgerung

Jahre 1

Marßkla

Roggen

ist Otter

einen Fl

war von

Hofbesitz

auf dem

mit Stol

besitzer.

herrschte

Landesfit

Hof erbt

Über

Die Ger

Schulthei

gelehrten

spielschrei

ihnen eben

so hatten

beschäftig

Jahre ni

noch in

Strafred

abgenom

Berwaltu

sorgte.

auch nod

erlassenen

Das

daß der Senat eine bedeutende Entschädigung an die Familien von erschlagenen Engländern habe bezahlen müssen.

Im übrigen zähle ich meinen einjährigen Aufenthalt in Otterndorf zu den angenehmsten meines Lebens. Ich lernte hier ein Ländchen kennen, wie es eigenartiger sonst schwerlich noch zu finden war, in dem sich die altgermanischen Einrichtungen in seltener Ursprünglichkeit und Reinheit erhalten hatten.

Das Ländchen, am Ausflusse der Elbe auf der linken Seite des Stromes dem Lande Ditmarschen gegenüber gelegen, hat auf fünf Quadratmeilen etwa 20 000 Einwohner. Das ganze Land, dem Meere abgerungen und trotz der Außen- und Binnendeiche doch, wie im Jahre 1824, von Überschwemmungen schwer heimgesucht, ist fettes Marschland, in dem vor allem Raps und Weizen gebaut wird; für Roggen und Kartoffeln ist es meist zu fett. Die Hauptstadt des Landes ist Otterndorf mit etwa 1800 Einwohnern, außerdem gab es noch einen Flecken Altenbruch und einige wenige Dörfer; das ganze Land war von Höfen durchzogen, die sich einzeln aneinander reihten. Die Hofbesitzer waren wohlhabende, z. T. reiche Leute, 30—40 Pferde auf dem Hofe ganz gewöhnlich. Im Lande selbst nannten sie sich mit Stolz „Bauern“, außerhalb, was sie auch wirklich waren, Gutsbesitzer. Mit ihrem Erbe konnten sie machen, was sie wollten, es herrschte unbedingte Teilbarkeit, doch wurde in Wirklichkeit nie geteilt. Landessitte war, daß, wenn mehrere Söhne da waren, der jüngste den Hof erbte, die übrigen mit Geld abgefunden wurden.

Überhaupt herrschte im Lande ein vollständiges selfgovernment. Die Gerichte erster Instanz waren aus den Bauern selbst, ihren Schultheißen und Landschöpfen ohne alle Mitwirkung von rechtsgelehrten Richtern gebildet; der — ebenfalls unstudierte — Kirchspielschreiber sorgte für richtige Ausfertigung der Urteile. Da vor ihnen ebenso gut unstudierte wie studierte Sachwalter auftreten konnten, so hatten die paar Advokaten des Landes wenig genug zu thun. Der beschäftigteste derselben klagte mir einmal, daß er seine Einnahmen im Jahre nicht über 400—500 Thaler brächte. In früherer Zeit, aber noch in unserm Jahrhundert, hatten dieselben Gerichte zugleich die Strafrechtspflege geübt, diese war ihnen aber schon vor meiner Zeit abgenommen und dem königlichen Amte übertragen, das zugleich die Verwaltung der im Lande gelegenen nicht zahlreichen Domänen besorgte. Die freiwillige Gerichtsbarkeit wurde den Kirchspielgerichten auch noch nach der im Anfange der fünfziger Jahre für Hannover erlassenen neuen Gerichtsverfassung, wie ich gehört habe, belassen.

Das Land hatte auch sein eigenes Konsistorium, in dem unter

dem Vorsitz des königlichen Amtmanns neben den Schultheissen und anderen Beisitzern auch die beiden Superintendenten des Landes Sitz und Stimme hatten. Die letzteren wurden von den Predigern, diese aber von den Gemeinden frei gewählt. Die Prüfung der gewählten Prediger wurde von den Superintendenten abgehalten; sie soll nicht eben schwer gewesen und nie einer durchgefallen sein.

Bei dieser Selbstregierung, bei der die staatlichen Behörden nur eine Art von Oberaufsicht führten, stand sich das Land sehr gut, sie konnte aber auch nur bei einer Bevölkerung von so hervorragender praktischer Intelligenz, wie ich sie bei der großen Mehrzahl der Hofbesitzer gefunden habe, sich behaupten. Daß diese insolgedessen ein berechtigtes Selbstgefühl besaßen, ist wohl erklärlich.

Ihre beiden Abgeordneten zur allgemeinen Ständeversammlung saßen gewöhnlich in den Reihen der Opposition, namentlich zu und nach der Zeit der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes, durch die ihr altgermanisches Rechtsgefühl sich aufs tiefste gekränkt fühlte. Davon mag folgende Thatsache, die ich selbst miterlebt habe, einen Beweis liefern.

In Otterndorf bestand ein täglicher Klub für Herren, der von den Landleuten an zwei Tagen in der Woche zahlreich besucht wurde. Eines Abends im Spätherbst 1841 fand ich den Besuch zahlreicher als je zuvor, der Grund war mir bald klar, als ich erfuhr, daß die beiden Abgeordneten, die der vom König Ernst August für „unfähig“ erklärten und deshalb aufgelösten zweiten Kammer der Ständeversammlung angehört hatten, gegenwärtig wären. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, als sich ein Redner erhob und ein Hoch auf die „unfähige“ Kammer und speciell auf die beiden ihr angehörenden Hadelser Abgeordneten ausbrachte. „Wir werden es uns stets zur höchsten Ehre anrechnen“ — so etwa lautete der Schluß seiner Rede — „so ‚unfähige‘ Männer gewählt zu haben.“ Die ganze Versammlung stand auf und stimmte begeistert in das dreimalige Hoch des Redners ein.

Gegenwärtig an dem Abend waren auch zwei königliche Amtsassessoren, denen die Sache natürlich sehr peinlich war, die aber, wohl oder übel, wollten sie sich anders nicht Unannehmlichkeiten aussetzen, auf den ausgebrachten Trinkspruch mit anstoßen mußten. Mich als bloß „mittelbaren“ Staatsdiener berührte der Vorfall weniger, auch kam mir das Hoch von Herzen, denn der unverantwortliche Rechtsbruch hatte auch mich aufs tiefste empört.

Anderen Tags, als ich vor Tisch einen kleinen Spaziergang um den Wall machte, traf ich den älteren der beiden königlichen Beamten. „Die Scene von gestern Abend“, begann er, „ist mir sehr unangenehm

gewesen
wird!
Aber
Klub,
ich, un
auf de
einer
heiten
blieb,
mit de
fand f
Kircht
lieblich
ihre la
geßlich
auch j
ich nie
wegen
Eisenb
anders
Stamm
die da
erhalte
gewähl
kam e
daß ic
war u
andere
Berufe
länger
welche
für de
städtif

gewesen. Denken Sie, Herr Konrektor, wenn die Sache denunziert wird! Dann ist Strafverfezung das allermindeste, was erfolgen wird. Aber was sollte ich machen? Da mein Kollege, der Präsident des Klubs, blieb, konnte ich ihn doch unmöglich allein lassen."

Mittags aß ich mit diesem seinem jüngeren Kollegen, der, wie ich, unverheiratet war, zusammen im Gasthause. Auch er kam sofort auf den gestrigen Vorfall zu sprechen und war ebenso besorgt wegen einer Denunziation, die zu der Zeit allerdings nicht zu den Seltenheiten gehörte. „Aber was konnte ich thun? Da mein älterer Kollege blieb, blieb ich natürlich auch.“ So entschuldigte und tröstete sich einer mit dem anderen. Glücklicherweise war ihre Besorgnis unnötig, es fand sich diesmal kein Angeber.

Im Frühjahr war das Land, über das man vom Otterndorfer Kirchturm eine weite Aussicht hat, während der Kapsblüte überaus lieblich. Es erschien dann wie ein Blütenmeer. Auch die Marsch hat ihre landschaftliche Schönheit.

Das Jahr, das ich im Lande Hadeln verlebt, wird mir unvergänglich bleiben. Ich habe dort viele Freunde gefunden, deren ich mich auch jetzt nach so langen Jahren noch gern erinnere: persönlich bin ich nie wieder da gewesen. Damals bei dem Mangel an Verbindungswegen war das Ländchen ziemlich abgeschlossen, jetzt ist es durch die Eisenbahn in den Weltverkehr einbezogen. Dadurch mag manches anders geworden sein, aber bei der Zähigkeit des niedersächsischen Stammes werden die alten Sitten und auch die plattdeutsche Sprache, die damals noch in allen Häusern gesprochen wurde, im ganzen sich erhalten haben. Freilich wurde auch hochdeutsch sehr gut und um so gewählter gesprochen, als man es als fremde Sprache erlernte. Mir kam es von Anfang an im Verkehr mit den Bewohnern zu statten, daß ich des Plattdeutschen von meiner Verdener Schulzeit her mächtig war und darum nicht als Fremder betrachtet wurde.

Wäre die „hohe“ Schule, wie sie noch hieß, zu meiner Zeit anders gewesen, als sie wirklich war, und hätte ich mich in meinem Berufe dort weiter zu bilden Gelegenheit gehabt, so wäre ich gern länger dageblieben. So aber mußte ich meinen Pilgerstab weiter setzen.

3. Lüneburg (Michaelis 1842—Ostern 1845).

Es gab in der alten Hansestadt Lüneburg zwei Lehranstalten, welche für die Universität vorbereiteten, die Ritterakademie zunächst für den Lüneburgschen, dann aber für den Adel überhaupt, und das städtische Gymnasium Johanneum. Erstere war ein Internat mit

wenigen uniformierten Jöglingen, letztere ein großes Gymnasium, auf dem es auch an adeligen Schülern nicht fehlte, die mehr lernen wollten, als auf der Ritterakademie gelernt zu werden pflegte. Diese wurde infolge der Bewegung von 1848 aufgehoben und ihre Lehrer an verschiedene Schulen des Landes versetzt.

Das Johanneum war eine Schule, auf die die Stadt stolz war und mit Recht stolz sein konnte. Da sie ihre Lehrer besser besoldete, als irgend eine andere Stadt des Landes, so hatte sie immer die Auswahl, und da der Rat trotz der eifersüchtigen Wahrung seiner Patronatsrechte verständig genug war, sich vor jeder Berufung mit dem Oberschulrat Kohlrausch ins Einvernehmen zu setzen, so bekam er gewöhnlich auch die besten. Kohlrausch erklärte das Johanneum für die erste Schule des Landes und den Direktor Haage für den tüchtigsten unter allen Direktoren.

Dieser, schon mit 28 Jahren zum Direktor-Adjunkt ernannt, stand, als ich nach Lüneburg kam, im Anfang der vierziger Jahre, eine große, herkulische Gestalt, mit ausdrucksvollem, lebendigem, energischem Gesicht. Er war ein Direktor, wenn ich so sagen darf, in großem Stil; Kleinigkeiten, die im Schulleben eine wichtige Rolle spielen, überließ er mit Recht zunächst den Klassenlehrern, denen er volles Vertrauen schenken konnte. Er faßte vielmehr das Ganze ins Auge und wußte ihm Richtung und Haltung zu geben und Lehrer und Schüler mit seinem Geiste zu erfüllen. So herrschte denn auf der Anstalt frisches und fröhliches Leben, und Lehrer wie Schüler arbeiteten angestrengt und doch mit Lust. Die jüngeren Lehrer hatten regelmäßig 24 Stunden mit drei starken Korrekturen, die älteren meist 22 Stunden; der Direktor selbst, wenn ich nicht irre, 16 Stunden.

Neben dem Gymnasium bestand eine Realschule mit einem besonderen Dirigenten, damals dem Rektor Dr. Bolger, der sich durch geographische und geschichtliche Lehrbücher bekannt gemacht hat. Aber auch sie stand wie das Gymnasium unter der Oberleitung des Gymnasialdirektors. Allgemeine Fragen sowie Disciplinarsachen wurden in gemeinsamen, besondere in Sonderkonferenzen behandelt. Ein Teil der Lehrer war an beiden Anstalten thätig: so hatte ich neben meinen philologischen, deutschen und Religionsstunden das Englische in den obersten Klassen beider.

Das Realschulwesen war derzeit im Hannoverschen erst im Entstehen; an den meisten Schulen hatte man eben angefangen, diejenigen, die nicht studieren wollten, vom Griechischen zu dispensieren und sie dafür in den neueren Sprachen beziehungsweise in der Mathematik rascher zu fördern. In Lüneburg hatte man, glaube ich, zuerst eine

völlige
genom
und G
hatte f
urteilen
lien be
Gymna

D
rektor
Ordina
Er hat
guter L
er als
ausgez
gerade

L
Formen
tende
heit in
sehr b
Diaman

D
Lehrer
fleißig
ein Bi
wurde:
folge
schien
Ich h
regelm
gebrach
meinen
Wesen
mit, i
tieffte
und M
der S
Zunäc
drei ä
freilich
übertr

völlige Trennung der Realschüler von den Gymnasialschülern vorgenommen und die Realschule des Johanneums ungefähr im Sinne und Geiste der späteren Realschule I. Ordnung eingerichtet. Doch hatte sie lange Jahre hindurch als eine neue Schule mit vielen Vorurteilen zu kämpfen; die Söhne aus den sogenannten „besseren“ Familien besuchten, auch wenn sie nicht studieren wollten, regelmäßig das Gymnasium, weil es für vornehmer galt.

Der hervorragendste Lehrer nach dem Direktor war der Konrektor Schmalfuß, erster Mathematiker am Gymnasium und zugleich Ordinarius von Tertia, in der er den lateinischen Unterricht erteilte. Er hatte neben Mathematik auch Philologie studiert und war ein guter Lateiner, ebenso gab er den deutschen Unterricht in Prima, den er als ein Mann von Geschmack und feiner ästhetischer Bildung in ausgezeichnete Weise vertrat. Seine Beurteilung der Aufsätze war geradezu musterhaft.

Liebenswürdig im Verkehr und Meister in den gesellschaftlichen Formen spielte er schon in seiner damaligen Stellung keine unbedeutende Rolle in den ersten Kreisen der Stadt. Haage ging diese Feinheit im äußeren Benehmen ab; Dr. Christiani, der ihm übrigens sehr befreundet war, nannte ihn deshalb wohl einen „ungeschliffenen Diamanten“.

Die Schule war, ich wiederhole es, vortrefflich eingerichtet, das Lehrerkollegium tüchtig und vom besten Geiste beseelt, die Schüler fleißig und von anständiger Haltung. Raum aber hatte ich derselben ein Vierteljahr angehört, als sie von einem schweren Schlage betroffen wurde: der Direktor Haage starb in den Weihnachtsferien 1842 infolge eines Schlaganfalls plötzlich und unerwartet, denn von allen schien er der kräftigste und für ein langes Leben bestimmt zu sein. Ich hatte die Ferien bei meinen Eltern in Göttingen, wie ich das regelmäßig that und bis zu ihrem Ableben stets gethan habe, zugebracht. Auf der Rückreise machte ich dem Oberschulrat Kohlrausch meinen Besuch und fand ihn, dem sonst ein so ruhiges und gehaltenes Wesen eigen war, ganz verstört; er teilte mir die Schreckensnachricht mit, die mir noch nicht bekannt geworden war und die mich aufs tiefste erschütterte. In Lüneburg fand ich in allen Kreisen Trauer und Niedergeschlagenheit. Was sollte nun aus der Schule, dem Kleinode der Stadt, werden? Das war die Sorge, die jedermann beschäftigte. Zunächst legte man die Vertretung des Direktors in die Hand der drei ältesten Lehrer, Bolgers, Junghanns' und Schmalfuß'. Das beste freilich wäre gewesen, wenn man die Leitung dem letzteren allein übertragen hätte, wie er denn auch die Seele des Triumvirats war;

da man aber dem jüngsten unter ihnen aus Schonung für die älteren die Vertretung allein nicht hatte übertragen mögen, so hatte man diesen Ausweg gewählt.

Nunmehr wurden die Stunden des Direktors, der außer dem philologischen Unterricht in Prima auch den in der Geschichte in dieser Klasse erteilt hatte, verteilt und mir, trotzdem ich der jüngste unter allen Lehrern war, fiel ein wichtiger Teil des lateinischen und griechischen Unterrichts in dieser Klasse zu. Das war mir natürlich angenehm, aber im Grunde doch nicht gut, denn einerseits wurde dadurch mein Ehrgeiz ungebührlich geweckt und meine Eitelkeit genährt, andererseits wurde dieser Vorzug — wurde ich doch zugleich Mitglied der Reifeprüfungskommission — von vielen Kollegen nicht gern gesehen. So kam ich, durch und ohne meine Schuld, in eine etwas schiefe Stellung. Dazu war dieser Versuch, wie ich freilich erst später erkannte, für meine Zukunft möglicherweise ein äußerst gefährlicher. Denn gelang mir meine Aufgabe, die an sich und nach einem solchen Vorgänger zumal eine sehr schwere war, nicht, so wurde das Mißlingen nicht meiner Jugend und der Schwierigkeit der Aufgabe, sondern meinem Unvermögen zugeschrieben; für mildernde Umstände wird in solchen Fällen vergeblich plaidiert. Glücklicherweise aber gelang die Sache über Erwarten, obgleich einzelne Primaner nicht viel jünger waren als ich. In den Schriftstellern, die ich zu erklären hatte, Sophokles, Thukydides, Propertius u. a. stand ich von meiner erst jüngst beendigten Studienzeit her mitten inne, dazu imponierte, glaube ich, den Schülern meine Fertigkeit im Lateinischsprechen, da derzeit alle Schriftsteller in der obersten Klasse noch lateinisch erklärt wurden, was zum Vorteil der Sache seitdem mehr und mehr aufgehört hat. Denn das beste kann man doch nur in der Muttersprache geben. Zustatten kam mir, daß ich durch das pädagogische Seminar in Göttingen für meine Aufgabe besser vorbereitet war, als die meisten anderen Kandidaten meines Alters; doch war es, ich muß es wiederholen, das richtige nicht. Der regelmäßige Gang, das allmähliche Aufsteigen von unten nach oben, ist das natürlichste und darum beste. Auf diesem Wege sammelt man nach und nach die nötige Erfahrung, die allein den Erfolg sichert. Auch die zu große Jugend eines Lehrers ist auf dieser Stufe des Unterrichts der Handhabung der richtigen Disziplin in der Regel hinderlich, dazu gehört im allgemeinen auch eine gewisse Reife der Jahre. Ich kann also recht dankbar sein, daß dieser Versuch erträglich ablief. Dazu half auch der Umstand, daß ich eine ausgezeichnete Prima vorfand, der die folgenden Jahrgänge nicht eben nachstanden. Mit solchen Primanern konnte ich es wagen,

die Per
sucht ha
meinem
so verla
und ich
S
Nachfol
war ein
gehabt,
sei —
fürchtet
Gewich
würde,
Besürch
Mathem
von d
Wissen
Geltun
U
verschi
größere
mittell
Fächer
matiken
matisch
da, wi
vorget
Außer
ehrt a
tisches
strenge
dahin
Zeit
er hab
bestim
nicht
weiger
und h
Censur
Prima
Math

die Perikleische Leichenrede zu lesen, was ich später nie wieder versucht habe. Auch war ich verständig genug einzusehen, daß ich in meinem jugendlichen Alter von der Haltung der Schüler nicht alles so verlangen konnte, wie es ein älterer Lehrer hätte verlangen müssen und ich selbst in späteren Jahren verlangt habe.

Im Sommer des Jahres 1843 wurde Schmalfuß zu Haages Nachfolger erwählt. Der Erfolg rechtfertigte die Wahl: Schmalfuß war ein ausgezeichnete Direktor. Hatte man hier und da Bedenken gehabt, ob ein Mathematiker für diesen Posten wohl recht geeignet sei — in Hannover stand dieser Vorgang ohne Beispiel da —, und fürchtete man anfangs, daß fortan die Mathematik über Gebühr ins Gewicht fallen und die Bedeutung der alten Sprachen herabdrücken würde, so zeigte sich alsbald die Grundlosigkeit dieser Bedenken und Befürchtungen. Freilich war Schmalfuß nicht bloßer und einseitiger Mathematiker, sondern auch ein gebildeter Philologe und ein Mann von den vielseitigsten Interessen. Darum hat er seine besondere Wissenschaft niemals überschätzt, ja als Direktor ihr viel weniger Geltung zu verschaffen gesucht denn früher als Lehrer.

Unter den vielen damaligen Schülern, die sich später auf den verschiedensten Gebieten ausgezeichnet haben, hat sich doch keiner einen größeren Namen gemacht als Riemann, den die Mathematiker unmittelbar nach oder neben Gauß stellen. Tüchtig auch in den übrigen Fächern war er schon als Primaner ein so hervorragender Mathematiker, daß Schmalfuß ihm unbedenklich erlaubte, sich in den mathematischen Lehrstunden mit beliebigen anderen Dingen zu beschäftigen, da, wie er sagte, dieser in allem, was in Mathematik auf der Schule vorgetragen würde, ebenso gut Bescheid wußte, wie er selbst, eine Äußerung, die den in seinem Fache so tüchtigen Lehrer nicht minder ehrt als den Schüler. Er nannte ihn schon damals ein mathematisches Genie, von dem das Höchste zu erwarten sei. Bei einem strengen Lehrer in Pension und in der That fleißig, war er doch nie dahin zu bringen, einen lateinischen oder deutschen Aufsatz zu rechter Zeit abzuliefern. Wenn auch sein Pensionsvater versichern konnte, er habe den Aufsatz in seiner Gegenwart gemacht, so war er doch zur bestimmten Zeit nicht da: er hatte ihn eben zerrissen, weil er damit nicht zufrieden gewesen war. Die Strafe für ihn bestand dann unweigerlich darin, daß er am Ablieferungstage auf den Karzer wandern und hier den Aufsatz anfertigen mußte, der dann regelmäßig eine gute Censur erhielt. So hat er die meisten, wo nicht alle Aufsätze der Prima auf dem Karzer gemacht. Seine Laufbahn als Professor der Mathematik in Göttingen war ebenso glänzend wie kurz: er erlag in

jungen Jahren der Schwindsucht fern von der Heimat in Italien, wo er Heilung zu finden gehofft hatte, für die Wissenschaft, wie die Mathematiker sagen, ein unerseßlicher Verlust.

Unter verschiedenen bedeutenden Männern, die ich in Lüneburg kennen zu lernen das Glück gehabt habe, will ich nur zweier gedenken, deren Name weit über die Grenzen der Stadt und des Landes hinausging: des Dr. jur. Christiani und Louis Harms, des Gründers der großen Missionsanstalt in Hermannsburg.

Dem Dr. Christiani, den H. Heine den Mirabeau der Lünebürger Heide nannte, habe ich im Feuilleton des Hannov. Couriers vom 20. März 1886 eine längere pietätvolle Erinnerung gewidmet und kann mich deshalb hier kürzer fassen.

Geboren im Jahre 1797 hatte er nach beendigtem Studium sich als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt niedergelassen, mit der Praxis aber sich wenig beschäftigt, da er vermögend genug war, um ohne dieselbe leben zu können, und für die höheren Interessen des Lebens mehr Sinn hatte als für die Kleinlichkeiten des gewöhnlichen Prozesses. Litteratur, Geschichte und Staatsrecht waren seine Lieblingsstudien. Zwar hat er auch kleinere Gedichte und einige Dramen, wie es hieß, geschrieben, herausgegeben aber hat er nichts, wohl in richtiger Erkenntnis, daß er mehr eine Fremdes in sich aufnehmende als schöpferische Natur sei. H. Heine, dem er auch verwandt war — er hatte eine Cousine von ihm aus der französischen Linie der Heineschen Familie zur Frau —, fand in ihm seinen glühendsten Verehrer und zuverlässigsten Freund, dem er deshalb in seinem Testamente auch die Herausgabe seiner gesammelten Werke übertrug als dem ihm am meisten geistesverwandten unter allen seinen Freunden. Die Ausführung dieser Testamentsbestimmung unterblieb aber, weil Christiani, damals schon schwer leidend, zwei Jahre nach Heine starb.

Als Abgeordneter der kleinen Lüneburgischen Städte zur zweiten Kammer der Ständeversammlung hatte er das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 mitschaffen helfen, das durch einen Gewaltstreich des Königs Ernst August, wie ich schon früher bemerkt habe, im Jahre 1837 vernichtet wurde. In den dreißiger Jahren und im Anfange der vierziger Jahre, bis ihm, der inzwischen die Stelle eines Sekretärs beim Obergericht der Stadt Lüneburg angenommen hatte, der Urlaub zum Eintritt in die Ständeversammlung versagt wurde, ist er fort und fort für die freiheitliche Entwicklung der Verfassung eingetreten und nach deren Vernichtung als einer der energischsten und zähesten Verteidiger derselben thätig gewesen. Unstreitig der glänzendste Redner unter den damaligen Landtagsmitgliedern stand er auf dem äußersten

linken
wollte
Jahre
der für
Christia
ohne B
W
er in d
meinem
kleiner
um nic
gut und
sich zu
lassen u
Mit ein
Citaten
und He
schlagen
und mi
und Se
nachbar
Kaffeeh
Ärzten
Mißgün
der Da
brochen
der Se
der Be
drosten
minister
beamter
unersch
innigste
so grun
und ein
wenn a
neidete
oftmals
wanke
habe.
Christe

linken Flügel der Opposition und galt für einen Radikalen. Freilich wollte das in damaliger Zeit nicht viel sagen: galt doch noch im Jahre 1848 und 1849 in Hannover derjenige für einen Demokraten, der für das Erbkaisertum seine Stimme zu erheben wagte! Hätte Christiani die Zeit von 1866 und 1870 noch erlebt, so würde er ohne Zweifel der nationalliberalen Partei beigetreten sein.

Wie groß er aber auch als Kammerredner war, viel größer war er in der Unterhaltung, hierin ein Meister und Muster, wie ich es in meinem langen Leben nie wieder gefunden habe. In größeren wie kleineren Kreisen war er die Seele des Gesprächs und beherrschte oder, um mich richtiger auszudrücken, leitete dasselbe unmerklich; denn so gut und so gern er redete, hütete er sich doch wohl, das Wort an sich zu reißen, vielmehr wußte er auch andere zum Reden zu veranlassen und war ein ebenso aufmerksamer Hörer wie gewandter Sprecher. Mit einem seltenen Gedächtnisse begabt, unerschöpflich in treffenden Citaten aus seinen Lieblingsdichtern, vor allen Shakespeare, Goethe und Heine, voll von Humor, Wiß und Sarkasmus, nie verlegen um schlagende Antworten war er, wie gesagt, die Seele jeder Gesellschaft, und mit ihm zusammen zu sein ein hoher Genuß. An den Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen versammelte sich um ihn in einem benachbarten Dorfwirtshause oder bei schlechtem Wetter in einem nahen Kaffeehause ein größerer Kreis von Rechtsgelehrten, Geistlichen, Lehrern, Ärzten u. a. und bildete eine freie, zwanglose Vereinigung, von Mißgünstigen die „geistreiche“ Gesellschaft genannt, der ich während der Dauer meines Lüneburger Aufenthalts, also 2 $\frac{1}{2}$ Jahr, ununterbrochen angehört habe. Zu den regelmäßigen Besuchern gehörte auch der Senator (Stadttrat), nachher Syndikus, Dr. Meyer, der infolge der Bewegung von 1848 unter dem Ministerium Stüve zum Landdrosten (Regierungspräsidenten) in Hildesheim und nachher zum Kultusminister ernannt wurde. Er war ein sehr tüchtiger Verwaltungsbeamter, von großer Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr und von unerschöpflicher guter Laune, mit Christiani von Jugend an aufs innigste befreundet. Es könnte das wundernehmen, da beide Männer so grundverschieden waren. Denn Meyer war ein gläubiger Christ und ein treuer Freund der evangelisch-lutherischen Kirche, Christiani, wenn auch kein Atheist, doch jedenfalls ein Freigeist. Und doch beneidete dieser jenen um seinen Glauben, den er sich, wie Christiani oftmals versicherte, von seinen Jugendjahren an, ohne jemals zu wanken oder in Zweifel zu verfallen, bis ins Mannesalter bewahrt habe. Um dieses seltenen Glückes willen pries der Freigeist den Christen! Und doch waren und blieben beide Männer trotz dieser

Verschiedenheit Freunde fürs Leben, ein Beweis, daß nicht immer Gleichheit des Charakters und der Lebensanschauungen zur Schließung oder Erhaltung der Freundschaft unbedingt notwendig ist.

Genauer noch als durch die Mittwochs- und Sonnabendsgesellschaft habe ich Christiani im Laufe der Sommermonate kennen lernen, wo wir zusammen und allein unsern Kaffee morgens bald nach 5 Uhr in einem nahen Garten zu trinken pflegten. Das waren schöne und in meiner Erinnerung unvergeßliche Stunden. Woran es lag, daß er mir diesen Vorzug vor allen anderen einräumte, weiß ich nicht, wahrscheinlich aber daran, daß ich mit ihm für seine Lieblingschriftsteller schwärmte und ein guter, allzeit aufmerksamer Zuhörer war, denn natürlich war er, der vielerfahrene, geistreiche, um 20 Jahre ältere Mann der Gebende, ich zumeist der Empfangende. Da er eine rasche und eindringende Beobachtung besaß, wußte er überall im Leben, namentlich auf politischem Gebiete, Bescheid. In Hannover zumal, wohin ihn seine ständische Thätigkeit oft auf Monate berufen hatte, war ihm nichts unbekannt; die Verhältnisse des Hofes, den Charakter der maßgebenden Persönlichkeiten in der Regierung und den Kammern wußte er in drastischer, bald humoristischer und witziger, bald sarkastischer Weise zu schildern: in die Geheimnisse der *chronique scandaleuse* von Hannover war er eingeweiht wie schwerlich ein zweiter. Auch auf die hohe Politik kam er oft zu reden; ich erinnere mich genau, daß er die schweren Verwicklungen Deutschlands mit Dänemark lange vor der Zeit voraussagte, ehe sie wirklich eintraten, und die Mittel angab, die am besten geeignet seien, um sie zu lösen. Doch hatte ich, aufrichtig gestanden, damals zu wenig Verständnis oder auch nur Interesse für diese Frage, um behalten zu haben, wie er sich darüber aussprach; eins aber betonte er stets: die unlösbare Zusammengehörigkeit der beiden Herzogtümer. Noch anziehender als diese politischen Gespräche waren für mich diejenigen, die das literarische Gebiet berührten. Christiani hatte nicht nur unglaublich viel gelesen, sondern bei seinem außerordentlichen Gedächtnis auch behalten; kürzere und längere Stellen aus Dichtern oder Prosaikern wußte er aus dem Stegreif vorzutragen und das mit einem so treffenden Ausdruck und einem so angemessenen Tonfalle, wie ich es bei keinem anderen auch nur annähernd wiedergesunden habe.

Es waren, ich wiederhole es, unvergeßliche Stunden, die ich so im Verkehr mit ihm verlebte, und noch heute bin ich ihm dankbar für die mannigfache Belehrung, die ich daraus geschöpft habe. Auch nachdem ich Ostern 1845 Lüneburg verlassen hatte, um einem Rufe an das Gymnasium in Celle zu folgen, bin ich ihm nicht fremd geworden.

Ich ha
er w
unserer
meine
erfolgte
reichste

das Zu
der al
Hofme
Gymn
Titel.
gemach
selbst
wir un
um H
wir a
Freunde

Stadt
Höltz
positiv
noch
durch
luther
nisses.
meist
jünger
Evang
namen
Kreis
eingef
im G
ich au
seine
worde
Pamp
etwa
Pfar
erzäh
Lüne

Ich habe ihn einige Male in Lüneburg, er mich öfter in Celle, wo er wiederholt als Geschwornener beschäftigt war, besucht; auch nach unserer Trennung hat er mir seine freundliche Gesinnung, ich ihm meine Dankbarkeit bewahrt, die auch mit seinem im Jahre 1858 erfolgten Tode nicht geschwunden ist. Jedenfalls war er die geistreichste Persönlichkeit, der ich in meinem langen Leben begegnet bin.

Besonders freundlich gestaltete sich mein Leben in Lüneburg durch das Zusammensein mit meinem fast zwei Jahre älteren Bruder Fritz, der als Hofmeister an der dortigen Ritterakademie angestellt wurde. Hofmeister war so ziemlich dasselbe, was man an den gewöhnlichen Gymnasien „Kollaborator“ nannte, beides nicht gerade geschmackvolle Titel. Wir hatten gleichzeitig alle Klassen des Gymnasiums durchgemacht, dann zusammen studiert und standen einander so nahe, wie selbst Brüder sonst selten stehen. Zu unserm großen Schmerze hatten wir uns nach der Universitätszeit zum erstenmale trennen müssen, er um Hauslehrer, ich um Lehrer am Gymnasium zu werden: jetzt kamen wir auf mehrere Jahre unerwartet wieder zusammen. Welch große Freude das für uns beide war, brauche ich nicht zu sagen.

Durch ihn wurde ich auch mit den theologischen Kreisen der Stadt näher bekannt, an deren Spitze der damalige Stadtsuperintendent Hölty, ein Großneffe des Dichters, stand. Überall im Lande war der positive christliche Glaube wieder im Erwachen, der bis vor kurzem noch allmächtige Rationalismus im beständigen Rückgange; vor allem durch Pastor Petri in Hannover erstarkte mehr und mehr auch das lutherische Bewußtsein und die Hochhaltung des lutherischen Bekenntnisses. Die älteren Geistlichen hielten sich von diesen Bestrebungen meist fern, ja traten ihnen nicht selten feindlich entgegen, aber die jüngeren Theologen waren voll Begeisterung für die gute Sache des Evangeliums und des Bekenntnisses, und es herrschte in ihren Kreisen namentlich auch in Lüneburg frisches und fröhliches Leben. In diesen Kreis wurde auch ich, obgleich nicht Theologe, durch meinen Bruder eingeführt und bin ihm für mannigfache Anregung und Befestigung im Glauben zeitlebens dankbar geblieben. Durch meinen Bruder trat ich auch mit Ludwig Harms in Verbindung, dessen Name später durch seine Thätigkeit für die Mission in und außer Europa bekannt geworden ist. Damals war er Hauslehrer bei dem Landbaumeister Pampel in Lüneburg, ein Kandidat in schon vorgerückteren Jahren, etwa zehn Jahre älter als ich, und ohne alle Aussicht, jemals eine Pfarre im Hannoverischen zu bekommen. Damit hatte es, wie uns erzählt wurde, denn das Ereignis hatte vor unserer Anwesenheit in Lüneburg stattgefunden, folgende Bewandtnis. Als er einst in der

Johanniskirche zu Lüneburg gepredigt hatte, hatte er im Kirchengebete die den König betreffende Fürbitte weggelassen. Darüber zur Rede gestellt hatte er offen erklärt, er könne gewissenshalber für den König Ernst August wegen seines Verfassungsbruchs nicht beten. Darauf hin wurde ihm vom königlichen Konsistorium die Kanzel verboten und zugleich eröffnet, daß er auf eine Anstellung im Königreiche nicht zu rechnen habe. War ihm dadurch zunächst jede öffentliche Amtsthätigkeit verschlossen — es dauerte damit freilich nicht lange, wenige Jahre nachher wurde er Adjunkt, dann Nachfolger seines Vaters in Hermannsburg und später ein besonderer Liebling des Königs Georg —, so war seine private Wirksamkeit um so größer. Alle Prediger Lüneburgs und die in weitem Umkreise zusammen waren nicht so in Anspruch genommen, wie er, der einfache und von der Regierung gewissermaßen geächtete Kandidat. Von allen Seiten strömten hoch und niedrig zu ihm, um in ihren geistlichen Nöten sich bei ihm Rats zu erholen; amtlos wie er war, übte er eine pastorale Seelsorge ohnegleichen und war nicht nur der beste Berater in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen, da er die Verhältnisse des Lebens kannte wie wenige. Religiöse Begeisterung und praktische Nüchternheit, Schärfe des Verstandes und Einfalt des Herzens ließen ihn, den einfachen und schlichten Kandidaten, einen wunderbaren Einfluß gewinnen, der von den ordinierten Geistlichen nicht ohne erklärliche Mißstimmung angesehen wurde. Man sprach viel von Konventikeln, die er mit seinen Anhängern abhalten sollte, und das war ein Wort von bösestem Klange. Natürlich, da er öffentlich nicht predigen durfte, redete er im kleinen Kreise derer, die sich ihm anschlossen, und hat, wenn auch gegen die kirchliche Ordnung, was ja allerdings unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu billigen ist, in den Gemeinden gearbeitet und gewirkt, wie wenige vor und nach ihm: die Bekümmerten aufgerichtet und getröstet, die Hochmütigen gedemütigt, Eltern mit ihren Kindern, Gatten mit Gatten ausgesöhnt in Fällen, in denen aller Zuspruch bis dahin vergeblich gewesen war, kurz einen unglaublichen Einfluß auf weite Kreise hin ausgeübt.

Als mein Bruder und ich ihn zum erstenmal im Herbst des Jahres 1842 besuchten, fanden wir ihn in Schlafrock und Hausschuhen in einem tabakraucherfüllten Zimmer mit einer langen Pfeife im Munde auf- und abgehen. Er hatte schon von unserer Anwesenheit in Lüneburg gehört und freute sich über unsern Besuch, bei dem er uns über eine Stunde festhielt. Von langer hagerer Gestalt — vielleicht trifft diese Beschreibung für seine späteren Jahre nicht zu — hatte er ein etwas blödes Auge, wie es etwa Kurzsichtigen, wenn sie

die Br
rührte
gut B
Mensch
wir be
an die
noch n
eine k
der U
seltene
mit w
darum
burg
gesund
seine
hat se

städti
verbe
liche
hatte,
gema
siedel
würb

liche
hatte
Stad
deren
mit
trafe
gelun
180
streb
rung
also

die Brille abgelegt haben, eigen zu sein pflegt. Unser Gespräch berührte kirchliche und bürgerliche Verhältnisse, in denen er gleichmäßig gut Bescheid wußte und uns seine scharfe Beobachtungsgabe von Menschen und Dingen bewundern ließ. Von Schwärmerei verspürten wir bei ihm nichts, obwohl, wenn er warm wurde, er gelegentlich an die Rede der alten Propheten erinnerte. Ich habe ihn später noch mehrmals besucht — nach vier Uhr nachmittags, wo er sich eine kurze Ruhe gönnte, sah er Besuch gern — und bin stets mit der Überzeugung von ihm geschieden, daß er ein Mann sei von seltener Glaubensstreue und tiefer christlicher Erkenntnis, verbunden mit wunderbarer Einsicht in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, darum auch der rechte Berater in geistlicher und irdischer Not.

Ich habe ihn während seiner amtlichen Wirksamkeit in Hermannsburg nicht wieder gesehen. Hat hier das kirchliche Leben später ungesunde Auswüchse getrieben, so wird die Schuld wohl am wenigsten auf seine Rechnung zu schreiben sein. Geistige und körperliche Anstrengung hat seinen frühen Tod herbeigeführt.

4. Celle a. d. Aller (Ostern 1845—Michaelis 1857).

Zu Ostern 1845 bekam ich einen Ruf als Subkonrektor an das städtische Gymnasium in Celle, mit dem eine willkommene Gehaltsverbesserung verbunden war. Ich nahm denselben an. Die freundliche Stadt, die ich bei meinen Reisen nach Göttingen öfter besucht hatte, hatte gleich anfangs einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht; dieser Eindruck wiederholte sich auch jetzt bei meiner Übersiedelung dahin: ich hatte das unmittelbare Gefühl, daß ich hier gern würde leben mögen, und dies Gefühl hat mich nicht getäuscht.

Mit Ausnahme des alten Fürstenschlosses, in dem die unglückliche Königin von Dänemark, Karoline Mathilde, ihr Leben beschloffen hatte, gab es keine alten Gebäude von Bedeutung, es war eine neue Stadt, unmittelbar an der Aller gelegen, reinlich und freundlich, deren Vorstädte, damals noch Landgemeinden, die eigentliche Stadt mit ihren 4—5000 Einwohnern an Einwohnerzahl bei weitem übertrafen. Erst nach der Einverleibung Hannovers in Preußen ist es gelungen, sie mit der Stadt zu vereinigen, die dadurch auf etwa 18000 Einwohner angewachsen ist; bei dem hartnäckigen Widerstreben einer Gemeinde aber bedurfte es dazu einer von der Regierung dem Landtage gemachten und von diesem genehmigten Vorlage, also eines Gesetzes!

Obwohl mitten in der Lüneburger Heide gelegen, entbehrt Celle

nicht des landschaftlichen Reizes. Ganz in der Nähe, hart an der Aller, befindet sich ein von dem berühmten Thaer angelegter Garten mit alten stattlichen Bäumen, zu der Zeit ein gern besuchter Vergnügungsort; den Fluß weiter aufwärts das liebliche Dorf Lachtehausen, unmittelbar an einem ausgedehnten, theils mit Laubholz, theils mit Kiefern und Fichten bestandenen Walde. Dahin wurden im Sommer viele Vergnügungspartien gemacht, am liebsten auf Rähnen, denn der Fußweg führte größtentheils durch dichten Sand. Auch auf der andern Seite der Stadt, den Fluß abwärts, fehlte es nicht an Wald, freilich auch nicht an Sand, durch den man sich durchzuarbeiten hatte. Dafür aber hatte man auch trotz andauernden Regens zu jeder Zeit einen trockenen und reinlichen Weg.

Da Celle Sitz des höchsten Gerichts des Landes, des weit über die Grenzen Hannovers hinaus hochangesehenen Oberappellationsgerichts (jetzt Oberlandesgerichts), der Justizkanzlei (Landgerichts), des großen Amtes, in dem damals noch Verwaltung und Gerichtsbarkeit vereinigt waren, und des Stadtgerichts für die Stadt war, so gab es hier eine so große Anzahl von Rechtsgelehrten, Richtern und Anwälten, wie sie an einem Orte von der Größe Celles sich schwerlich sonstwo in deutschen Landen zusammenfand. Man konnte Celle geradezu eine juristische Stadt nennen, so sehr beherrschten hier die Rechtsinteressen selbst das gewöhnliche Gespräch, und es war kein Wunder, wenn auch dem Laien, der sich hier längere Zeit aufhielt, etwas von juristischer Weisheit anflug.

Wenn die Hannoveraner im allgemeinen durch Reinheit der Aussprache vor den übrigen Deutschen sich auszeichnen, so die Cellenser vor den übrigen Hannoveranern. Es ist eine in der That begründete Behauptung, daß hier das beste Deutsch gesprochen wird, und das nicht allein von den höheren, sondern auch von den niederen Ständen. Selbst die Diensthofen, die, meist vom Lande stammend, nicht weniger grammatische Fehler machen, als sie anderswo gemacht werden, sprechen Mitlauter und Selbstlauter mit einer Reinheit und einem so melodischen Klange der Stimme aus, wie ich es sonst nirgend gefunden habe. Der ganze Menschenschlag, Männer wie Frauen, trägt das echt sächsische Gepräge: stattliche Gestalten, feine Hautfarbe, blaue Augen, blondes Haar. Ein Schriftsteller, der, wenn ich mich nicht irre, im Jahre 1848 oder 1849 seine Reise durch ganz Deutschland im Beiblatte der Augsburger Allgemeinen Zeitung beschrieb, erklärte, nirgendwo schönere Mädchen als in Celle gesehen zu haben, eine Äußerung, die, wie ich mich wohl erinnere, dem ungenannten Verfasser lebhaften Dank von seiten der Cellenserinnen eintrug.

W
Zahl
höhere
von der
gab es
Es wur
eine D
Herrn v
am Sp
F
gesellig
D
die ein
liches
klassen
stand
Lingen
in sein
geistig
ringen
mehr
was e
gegebe
auch f
Pflicht
doch
sproch
gegebe
Tonar
legend
gedult
wille
Direkt
ordnu
und k
lichen
von
ihnen
wußte
selbst

Wie in keiner andern Stadt Hannovers war hier der Adel durch Zahl und Einfluß vertreten. Dieser, dem sich das Militär und der höhere Beamtenstand angeschlossen, bildete die erste Gesellschaft, die sich von der sogenannten zweiten streng abschloß. Doch auch in der ersten gab es wieder Abstufungen zwischen dem alten und jungen Adel. Es wurde als Thatsache erzählt, daß einst in einer Abendgesellschaft eine Dame von altem Adel sich beklagt hatte, daß man sie mit einem Herrn von jungem Adel, der doch Mitglied des höchsten Gerichts war, am Spieltische zusammengebracht habe!

In der neueren Zeit wird es hoffentlich mit diesen krankhaften geselligen Zuständen anders geworden sein.

Das städtische Gymnasium zählte damals noch nicht 200 Schüler, die einzelnen Klassen waren also nicht überfüllt. Ein neues stattliches Gebäude sorgte für ihre Bedürfnisse. Außer den 6 Gymnasialklassen gab es 3 Realklassen für Nichtstudierende. An der Spitze stand ein in Thüringen geborener, ins Hannoversche zunächst nach Lingen und von da nach Celle berufener Direktor. Seine Wirksamkeit in seinen früheren Stellungen wurde gelobt, aber in Celle war er geistig wie körperlich rasch gealtert; auf das Kollegium hatte er geringen Einfluß. Die Hauptfache war ihm, daß selbst bei Erkrankung mehrerer Lehrer alle Stunden ausgefüllt wurden; wer sie gab, oder was einer gab, war ihm im Grunde gleichgültig, wenn sie nur gegeben wurden. Zu seiner Ehre aber muß ich hinzufügen, daß er auch selbst in solchen Fällen stets bereit war, Aushilfe zu leisten. Pflichtmäßig besuchte er von Zeit zu Zeit die Stunden der Lehrer, doch hat er nie ein Wort des Tadelns oder der Anerkennung gesprochen, oder jungen Lehrern einen praktischen Wink oder guten Rat gegeben: für sie war darum sein Besuch ohne Nutzen. Auch die Tonart, in der er zu den Schülern sprach, hatte häufig etwas Verletzendes; er gebrauchte mitunter Scheltworte, die anderswo vielleicht geduldig hingenommen wären, in dem feinen Celle aber tiefen Unwillen erregten. Eines Tages, als die meisten Lehrer außer dem Direktor im Beratungszimmer versammelt waren, erschien eine Abordnung von drei Primanern, deren Sprecher einer unserer tüchtigsten und bescheidensten Schüler war, jetzt einer der höchstgestellten Geistlichen der Provinz Hannover, um sich über die unwürdige Behandlung von seiten des Direktors zu beklagen. Natürlich antworteten wir ihnen, daß das Lehrerkollegium nicht über dem Direktor stände, und wußten sie durch freundliche Zusprache zu beruhigen; in der Sache selbst freilich mußten wir ihnen im stillen recht geben.

Was ihm an Takt und pädagogischer Einsicht fehlte, besaß in

hohem Grade der ihm zunächst stehende Lehrer, der Rektor Hoffmann, der einige Jahre später zum Direktor des Johanneums in Lüneburg ernannt wurde, nachdem Direktor Schmalfuß als Rat ins Oberschulkollegium berufen worden war. Hoffmann war ein ebenso gediegener und vielseitiger, auf klassischem und germanistischem Gebiet gleich gut bewandter Gelehrter wie vortrefflicher Lehrer. Er gehörte nicht zu den seltenen Persönlichkeiten, die, wie Haage in Lüneburg, ihre Schüler durch ihre Lebhaftigkeit und Begeisterung im Sturm mit sich fortreißen: er war ruhig, besonnen, klar, wurde aber nie langweilig und wußte, was die Hauptsache ist, sie zum Arbeiten anzuleiten und tüchtig zu fördern. Er selbst aber arbeitete zu viel auf Kosten seiner ohnehin nicht starken Gesundheit, und dem ist auch sein verhältnismäßig früher Tod in erster Linie zuzuschreiben. In Celle hatte er bei der zunehmenden Schwäche des Direktors eine ungleich einflußreichere Stellung, als sonst die zweiten Lehrer zu haben pflegen, in diesem Falle zum Segen der Anstalt.

Neben ihm stand in größtem Ansehen und hatte den entschiedensten Einfluß auf die Schule der Mathematiker und Physiker Oberlehrer Joseph Helmes, Verfasser eines in 4 Bänden erschienenen wissenschaftlich bedeutenden mathematischen Lehrbuchs. Trotzdem er Katholik war und ich Protestant, schätzten wir uns aufrichtig und waren und blieben Freunde fürs Leben. 1879 erhielt ich von ihm einen Brief, in dem er mir seinen Entschluß zu Ostern d. J. aus dem Amte zu scheiden, und die Gründe dafür mitteilte. Wie schwer ihm dieser Entschluß wurde, zeigte sein Brief, und das habe ich wenige Jahre darauf, als ich selbst zurücktrat, ihm so recht nachempfinden können. Auch von Freiburg i. Br. aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, hat er zu meiner Freude den Briefwechsel mit mir bis zu seinem im Jahre 1883 erfolgten Tode fortgesetzt. Er war eine edle, ideal angelegte Natur, für alles Gute und Schöne in Kunst, Litteratur und Leben begeistert, und seine Begeisterung auch anderen und namentlich seinen Schülern mitteilend, die ihn aufs höchste verehrten. Eins ist mir an ihm stets merkwürdig gewesen. So klar und bestimmt er in seinem Unterrichte war — niemand konnte ihn darin übertreffen —, so unklar konnte er sein, wenn er in größerem oder kleinerem Kreise auf kirchliche oder politische oder sociale Fragen zu sprechen kam. Er pflegte dann in Feuer zu geraten und sich in langen, fließenden Perioden zu ergehen, aber so, daß die Hörer am Schlusse sich oft genug fragten: Was hat er eigentlich gemeint? Denn „dunkel war der Rede Sinn“.

Kirchlich stand er auf der Seite eines Seiler und Wessenberg

und gl
mit so
der be
Protest
freilich

L
zuvorg
dient
die 3.
bücher
müßte
zu gek
lernen
hatte.
rasch
Lernbr
Zahl
Lehrbi

richtete
Der
sein,
Lehre
in H
nung
jetzt
voller
den
diente
alter

nicht
es se
der
Jahr
wurd
Nach
Lycer
gerat
vort
Org

und glaubte, es könne doch den Protestanten nicht schwer werden, sich mit solchen Männern zu einigen. Einheit der Kirche und Verbesserung der bestehenden, war der Grundsatz, den er stets betonte. Was die Protestanten bei solcher Einigung hätten aufgeben müssen, ist ihm freilich als Katholiken nie klar geworden.

Dr. Berger war als Lehrer weniger bedeutend als die beiden zuvorgenannten Kollegen, aber als Grammatiker hat er sich sehr verdient gemacht. Er erkannte zuerst wieder mit richtigem Blick, daß die z. B. im Gebrauch befindlichen lateinischen und griechischen Lehrbücher allzu viel unnützen Ballast mit sich führten, der beseitigt werden mußte. Dabei verstand er die seltene Kunst, den Regeln eine Fassung zu geben, daß sie für Schüler leicht verständlich und auswendig zu lernen waren, eine Kunst, die einst Bröder in hohem Grade besaßen hatte. Darum gewannen seine Grammatiken und sonstigen Lehrbücher rasch Eingang in die Schulen: es waren eben praktische Lehr- und Lernbücher. Und darum werden sie auch jetzt noch, obgleich eine große Zahl nach seinem Vorgange für die Bedürfnisse der Schüler abgefaßter Lehrbücher erschienen ist, an vielen Anstalten gebraucht.

Von meinen damaligen Kollegen leben, wenn ich recht unterrichtet bin, nur noch vier: Herrmann, Regel, Meyer und Schuster. Der erste, seit Jahren in Ruhestand getreten, muß jetzt ein Achtziger sein, da er schon in Göttingen als Konrektor am Gymnasium mein Lehrer gewesen war; Regel wurde später Direktor des Gymnasiums in Hameln, Meyer ging bei der Gründung der Realschule I. Ordnung in Celle an diese über, Schuster, der jüngste von uns, ist noch jetzt als Direktor des städtischen Realgymnasiums in Hannover in voller Wirksamkeit, während Regel kurz vor mir, Meyer nach mir in den Ruhestand getreten sind. Diesen um das Gymnasium hochverdienten, mir herzlich befreundeten Männern drücke ich im Geiste in alter Freundschaft die Hand.

Aus der vorstehenden Darstellung erhellt, daß das Gymnasium nicht arm war an tüchtigen, zum Teil hervorragenden Lehrern, aber es fehlte an einheitlicher Zusammenfassung der vorhandenen Kräfte; der Direktor war dazu um so weniger imstande, als er in den letzten Jahren seines Lebens von asthmatischen Leiden schwer heimgesucht wurde und sich doch zum Rücktritt vom Amt nicht entschließen konnte. Nach seinem Tode (März 1856) wurde Oberlehrer H. Brock vom Lyceum in Hannover zu seinem Nachfolger berufen, ein Mann, der gerade die Eigenschaften besaß, die seinem Vorgänger fehlten. Ein vortrefflicher, sehr anregender Lehrer, war er zugleich ein vorzüglicher Organisator, der jedermann an die richtige Stelle zu setzen verstand;

er wußte, was er wollte, und was er wollte, führte er auch durch. Schon auf der Universität mit ihm bekannt, trat ich ihm in Celle bald freundschaftlich nahe, da wir nicht nur in unsern pädagogischen, sondern auch in kirchlichen und damals auch in unseren politischen Ansichten übereinstimmten. Ich habe in Celle nur ein Jahr mit ihm zusammen gearbeitet, aber unser freundschaftlicher Verkehr wurde durch meine Versetzung nach Hildesheim und später nach Claußthal nicht unterbrochen und dauerte auch nach dem Jahre 1866 fort, als unsere politischen Ansichten auseinander gingen. Da er sich in die neuen Verhältnisse nicht zu finden vermochte, verließ er schweren Herzens sein Heimatland und folgte einem Rufe als Direktor und Schulrat nach Dessau, ein Verlust für die Provinz, der er noch große Dienste hätte leisten können.

Seine Abneigung gegen Preußen ist bis zu seinem Tode dieselbe geblieben und hat ihn, wie er mir oft geklagt hat, den meisten seiner früheren Freunde entfremdet. Nur mit einigen wenigen derselben, wie z. B. dem jetzigen Landgerichtspräsidenten Roscher in Göttingen, seinem vertrautesten Jugendfreunde, und auch mit mir, den er in Dresden öfters besucht hat, wie den Direktoren Ebeling und Haage, bestand trotz aller Verschiedenheit der politischen Anschauung die alte Freundschaft fort. Auch die Jahre 1870 und 1871, die doch so viele umstimmten, haben an seinen Gesinnungen nichts geändert und ihn mehr verbittert als versöhnt.

Während meiner Amtsthätigkeit in Celle überraschte uns die Bewegung von 1848, die namentlich uns Jüngere mächtig aufregte und fortriß. Daß sie zunächst ohne große Ergebnisse verlief, ist ja wahr und bei der allgemeinen politischen Unreife nur zu erklärlich. Aber wie hätten wir auch zu klaren Anschauungen gelangen können, nachdem das ganze Volk so lange Jahre hindurch am Gängelbände geführt worden war? Es ist deshalb recht wohlfeil, über die „unpraktischen Ideologen“ dieses Jahres zu spötteln; unpraktisch waren wir freilich, aber voll hoher Ideale, die ja dann auch später in schönerer Weise, als wir gedacht und gehofft, sich verwirklicht haben. Die Sehnsucht nach Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs durchdrang und begeisterte den größten und besten Teil der Nation, das war und blieb bei aller Zersplitterung in die verschiedensten Parteien fortan der leitende Gedanke. Und so hat denn unstreitig das viel bespöttelte Jahr 1848 den Jahren 1866 und 1870 mächtig vorgearbeitet: die nie erloschene, damals aber zu neuem Leben erwachte Idee der Einigung Deutschlands unter einem Erbkaiser verlor sich nicht wieder, bis sie endlich ihre herrliche Erfüllung fand.

D
Gefol
für die
politisch
den for
ich die
in Cella
sagte e
das Be
und se
entbeh
konfer
für de
Lehren
persön
druck
vor al
zu hü
finde
Worte
genom
zeugu
lichen
entspr
eltern
zumal
Worte
bloße
ihre
tische
des G
heim.
dabei
gewe
ihr
wie
das
des
nicht

Die Ausschreitungen, die die Bewegung an vielen Orten im Gefolge hatte, sowie die offene Erklärung verschiedener Parteiführer für die Republik verleiteten mich meine Teilnahme an öffentlicher politischer Thätigkeit. Ich zog mich daher mit meinen Freunden, die den konstitutionellen Verein gebildet hatten, um so mehr zurück, als ich die Worte Fr. Kohlrauschs, die er derzeit in einer Lehrerkonferenz in Celle sprach, in ihrer vollen Wahrheit erkannte. „Ein Lehrer“, sagte er, „dürfe kein Agitator für eine Partei sein, sonst verliere er das Vertrauen der Schülereltern, die einer anderen Partei angehörten, und schade damit der Schule, die des allgemeinen Vertrauens nicht entbehren könne. Dabei sei es ziemlich gleichgültig, ob er für die konservative oder liberale Partei agitire; alles Agitieren an sich sei für den Lehrer wie für die Schule nachtheilig. Natürlich sei es dem Lehrer ebenso wenig wie einem anderen verwehrt, seiner Ansicht im persönlichen Verkehr wie bei städtischen oder allgemeinen Wahlen Ausdruck zu geben, nur vor dem Hervortreten in die Öffentlichkeit wie vor allen Extremen habe er sich im Interesse der Schule sorgfältig zu hüten. Der bekannte Ausspruch *salus publica suprema lex esto* finde hier seine entsprechende Anwendung“. So etwa lauteten seine Worte, die ich mir für die Folgezeit zur Richtschnur meines Handelns genommen habe. Bei aller Selbständigkeit meiner politischen Überzeugung habe ich mich doch nie einer bestimmten Partei im öffentlichen Leben angeschlossen, so sehr diese auch sonst meinen Anschauungen entsprechen mochte. Dadurch habe ich mir das Vertrauen der Schülereltern erhalten und so, wie ich glaube, dem Wohle der Schule gedient, zumal in meinen späteren Stellungen als Direktor, für den jene Worte Kohlrauschs in noch viel höherem Grade gelten als für den bloßen Lehrer.

Wüßten doch auch die Geistlichen dieselben beherzigen! Für ihre gedeihliche Wirksamkeit in der Gemeinde ist eine einseitige politische Agitation geradezu verderblich.

Im Jahre 1851 führte ich meine Braut, Anna Winnecke, Tochter des Superintendenten Winnecke in Wittelde am Harz, als meine Frau heim. Fein gebildet, einfach und häuslich, voll tiefen Gemüths und dabei scharfen Verstandes ist sie 34 Jahre die Seele unseres Hauses gewesen. Was ich und meine Kinder an ihr gehabt und mit ihr verloren haben, als sie am 5. Februar 1885 starb, und wie viel Thränen ihr nachgeweint sind und noch nachgeweint werden, das will ich hier nicht schildern. Es dauerte geraume Zeit, denn des Menschen Herz ist ein troziges und verzagtes Ding, ehe ich nicht bloß mit den Lippen, sondern in Wahrheit sprechen konnte:

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobt!

Auch ihr sagte Celle von Anfang an zu, und bald fühlte sie sich hier heimisch und glücklich. Als wir 6 Jahre später von dannen ziehen mußten, wurde ihr das Scheiden ebenso schwer wie mir; doch sollte es uns nicht erspart bleiben.

Im Sommer 1857 erhielt ich ein Schreiben vom Schulrat Schmalfuß, nach dem Professor Gravenhorst vom kgl. Andreanum in Hildesheim zum Direktor des Gymnasiums in Bremen gewählt und ich zu seinem Nachfolger bestimmt sei. Gravenhorst, der am Gymnasium zu Göttingen zwei Jahre lang mein Lehrer gewesen war, galt für einen hervorragenden Schulmann; seine Stellung am Andreanum war nächst der des Direktors die bedeutendste und angesehenste. Daß ich zu seinem Nachfolger ausersehen war, war also für mich eine Ehre, doch hatte ich große Bedenken. Die dortigen kollegialischen Verhältnisse, in Celle so angenehm, wurden mir in wenig günstigem Lichte geschildert, außerdem erfuhr ich, daß die auf Gravenhorst folgenden Lehrer bei seinem Abgange auf ein Aufrücken gerechnet hätten und deshalb einen Einschub ungern sähen. Auch hatte ich mich in Celle so eingelebt, daß es mir schwer wurde, welchem Rufe auch immer zu folgen. Ich beschloß deshalb persönlich nach Hannover zu fahren und den Plan meiner Versetzung, wenn möglich, rückgängig zu machen.

Der Schulrat Schmalfuß, den ich zuerst aufsuchte, stellte mir die Sache in einem viel günstigeren Lichte dar, als ich sie angesehen hatte, und wies namentlich auf die innere und äußere Förderung hin, die mir durch die neue Stellung zu teil würde. Darauf begleitete er mich zum Oberschulrat Kohlrausch. Dieser setzte mir in seiner wahrhaft väterlichen Weise die Gründe auseinander, die das Oberschulkollegium bewogen hätten, gerade mich für diese Stelle zu bestimmen: sie hätten eben zur Zeit keinen für diese wichtige Stelle tauglicheren als mich. An ein Aufrücken der Kollegen in Hildesheim sei nicht zu denken; es käme noch hinzu, daß der Direktor Brandt meine Berufung dringend wünsche. Trotzdem konnte ich eine freundige Zusage nicht machen, so schwer wurde mir die Trennung von Celle. So sagte ich denn zum Schluß unserer einstündigen Unterredung, ich würde nur gehen, wenn der Herr Oberschulrat es beföhle. „So befehle ich es denn“, erwiderte er mit seinem freundlichen Lächeln, denn jedes Befehlen wurde ihm schwer. Damit war die Sache entschieden: zu Michaelis 1857 mußte ich mein geliebtes Celle verlassen, an dem ich mit ganzer Seele hing.

5. Gildesheim (Michaelis 1857 — Ostern 1865).

Es gab hier zwei Gymnasien, ein protestantisches, das königliche Andreanum, und ein katholisches, das bischöfliche Josephinum. Während in den früheren duldsameren Zeiten jenes auch von vielen Katholiken, dieses von Protestanten besucht wurde, hatte das bei der allmählich immer schroffer gewordenen Stellung beider Konfessionen gegeneinander — etwa zwei Drittel der Einwohner Gildesheims gehörten der protestantischen, ein Drittel der katholischen Kirche an — fast ganz aufgehört: nur ausnahmsweise besuchten Protestanten das Josephinum, Katholiken das Andreanum. Letzteres war bei weitem am zahlreichsten besucht. Ich fand bei meinem Amtsantritt etwa 450 Schüler vor, bei meinem Abgange nach Clausthal war die Zahl auf beinahe 600 gestiegen und damit, wie der Direktor Brandt meinte, der Höhepunkt erreicht. Doch war das ein Irrtum. In den folgenden Jahren wuchs die Schülerzahl noch so erheblich, daß eine völlige Trennung der Human- und Realklassen zu einer unabweisbaren Notwendigkeit wurde, und die Abzweigung einer Realschule I. Ordnung, jetzt Realgymnasium genannt, unter einem eigenen Direktor erfolgte.

Wir hatten Schüler aus dem ganzen Lande, vornehmlich aber aus dem Fürstentum Gildesheim. Die wohlhabenden Landleute dieser gesegneten Landschaft wünschten für ihre Kinder eine bessere Bildung, als sie selbst empfangen hatten, und schickten sie theils in die Human-, theils und zumeist in die Realklassen, deren es von Tertia aufwärts drei gab, während die unteren Klassen den Bedürfnissen von beiderlei Arten der Schüler genügen mußten. Darum waren diese regelmäßig überfüllt, aber auch die übrigen stark besucht. Eine Vorschule, aus Septima und Oktava bestehend, bereitete in zweckmäßiger Weise für den Eintritt in die eigentlichen Gymnasialklassen vor.

Diese Einrichtung war das Werk des damaligen Direktors Brandt, eines Mannes von großem organisatorischen Talent. Davon hatte er schon in seinem früheren Wirkungskreise in Emden, dessen Progymnasium hauptsächlich durch seine verdienstvolle Thätigkeit zu einem Gymnasium erhoben worden war, die Probe abgelegt, in Folge deren er im Jahre 1849 in diese seine jetzige größere und verantwortlichere Stellung berufen worden war. Hier hatte er die schwierige Aufgabe, eine allmählich innerlich wie äußerlich heruntergekommene Schule zu neuem Leben zu erwecken; zu dem Zwecke blieb ihm, das erkannte er mit klarem Blick, nichts übrig, als binnen wenigen Jahren eine größere Anzahl älterer Lehrer in Ruhestand versetzen und in ihre Stelle eine Reihe von jüngeren berufen zu lassen, was natürlich, so notwendig

es auch war, doch nicht ohne mannigfache Verstimmung abging. Aber der Zweck wurde erreicht: das Gymnasium galt bald als eins der besten im Lande. Behülflich war dazu außer anderen jüngeren Kräften insbesondere der nach Auflösung der Ritterakademie in Lüneburg hierher versetzte Professor Gravenhorst, der vor wenigen Jahren in Braunschweig als Gymnasialdirektor und Oberschulrat verstorben ist. Er war ein anregender, geistreicher Lehrer, wie ich aus eigener Schülererfahrung weiß. Das war Direktor Brandt nicht, vielmehr eine vorsichtige, bedächtige, ziemlich prosaische Natur; sein Sinn für Ordnung artete oft in Pedanterie aus, die Lehrern wie Schülern wenig gefiel. Während nun Gravenhorst die Schüler der Prima als seine „jungen Freunde“ behandelte und ihnen allzufrei die Zügel schießen ließ, was ihm dann selbst oft genug unbequem wurde, hielt Brandt ein strenges Regiment. Und so ergänzten sich beider Naturen im ganzen recht gut: waren die Stunden des einen anziehender, so die des andern lehrhafter, und war die Disciplin des einen schlaff, so die des andern um so straffer. Daß Gravenhorst von beiden der beliebtere war, ist selbstverständlich; lieben doch die Schüler, so lange sie Schüler sind, eine Zucht, die ihrem Belieben möglichst freien Lauf läßt, erst später kommen sie zur Einsicht, daß sie der, wenn auch mit einiger Pedanterie verbundenen Strenge doch viel mehr zu verdanken haben, als der übertriebenen Nachsicht.

Mir, als Gravenhorsts Nachfolger, dessen Grundsätzen es widersprach, die Schüler zu verhätscheln und zu verwöhnen, wurde durch einen solchen Vorgänger die Disciplin anfangs nicht wenig erschwert, doch dauerte es nicht lange, bis ich das Vertrauen und die Liebe der Schüler gewonnen hatte, zumal ich, wenn auch streng auf Ordnung haltend, doch von aller Kleinlichkeitskrämerei frei war. Sie fühlen, die Sextaner so gut wie die Primaner, unmittelbar, ob ein Lehrer es gut mit ihnen meint und sie „bei ihm was lernen“; ist das der Fall, so hat er ihre Achtung von vornherein, und dann folgt auch ihr Vertrauen und ihre Liebe ganz von selbst. Dem entsprechend ist denn auch die Haltung der Klassen; besonderer Zuchtmittel bedarf es nicht, und pädagogische Kunststücke sind ganz überflüssig. Ein Lehrer, der diese Stellung bei seinen Schülern gewonnen hat, wird nur in vereinzeltten Fällen zu Strafen genötigt sein, ja man kann dreist behaupten, daß, je besser ein Lehrer ist, er um so weniger straft, je schlechter, um so mehr. Den Kandidaten und jüngeren Lehrern, die nur zu rasch mit Strafen bei der Hand sind, habe ich diesen Erfahrungssatz stets vorgehalten; ein Blick, ein Wort wird in den meisten Fällen genügen, sehr selten wird eine schärfere Strafe

nötig
in der
Schüler
kurz u
mag er
gehend

pflegt
eine L
müßte.
auszieh
Lösung
daran
gelern

noch

in der

und g

lateini

Schüle

verwa

Bespr

war e

daß i

diese

drei g

besser

anfan

dem

aber

sich z

eine

mir

dazu,

des L

Grad

Wette

alten

geleg

„befu

nötig sein. Tritt aber diese Notwendigkeit ein, so hat sich der Lehrer in der Klasse vor allen Erörterungen und Unterhandlungen mit dem Schüler zu hüten, aus denen er selten als Sieger hervorgehen wird: kurz und bestimmt laute sein Befehl, damit abgemacht! Zu Hause mag er, wenn der Fall danach angethan ist, die Sache mit ihm eingehender besprechen, vor der Klasse nie.

Hat der Lehrer das richtige Ansehen — Autorität oder Respekt pflegt man zu sagen —, so ist das Unterrichten eine Lust, ohne das eine Qual, unter der er, wie es scheint, in kurzer Zeit erliegen müßte. Und doch habe ich derer genug gekannt, die es 40—50 Jahre aushielten und dabei gesund und wohlgenut blieben, ein Rätsel, dessen Lösung ich dem Leser selbst überlasse. Die Schule aber hat schwer daran zu tragen, denn bei solchen Lehrern wird wenig oder nichts gelernt.

Der Schwerpunkt meines Unterrichts in Hildesheim lag in der noch nicht getheilten und darum oft über 40 Schüler zählenden Prima, in der mir die Korrektur der deutschen Aufsätze und der lateinischen und griechischen Arbeiten (Exercitien), daneben in Obersekunda der lateinischen Extemporalien zufiel, also eine schwere Arbeitslast. Die Schüler waren im allgemeinen fleißig, ganz besonderen Fleiß aber verwandten sie auf den deutschen Aufsatz, dessen Beurteilung und Besprechung sie stets mit äußerster Spannung entgegenzahen. Selten war ein Aufsatz unter 20, oft über 50 Seiten, ja ich erinnere mich, daß ich einmal eine Arbeit von mehr als 100 Seiten bekam und diese so eng geschrieben, daß ein anderer bequem aus einer Seite drei gemacht haben würde. Das bloße Lesen derselben, denn zu verbessern war wenig oder nichts, erforderte sechs Stunden! Ich war anfangs über die ungewöhnliche Länge ärgerlich und nahm mir vor, dem Verfasser darüber gehörig den Text zu lesen. Je weiter ich aber las, umsomehr schwand mein anfänglicher Ärger und verwandelte sich zum Schluß in herzliche Freude über eine solche Leistung: es war eine nach Inhalt, Anordnung und Stil musterhafte Arbeit, wie sie mir bei einem Schüler noch nicht vorgekommen war. Ich bemerke dazu, daß alle seine Aufsätze, auch die in der Klasse unter den Augen des Lehrers angefertigten, vortrefflich waren und regelmäßig den ersten Grad davontrugen. Ähnliche Arbeiten lieferten auch andere, und reger Wettstreit herrschte unter allen.

Nicht wenig trug hierzu auch wohl der Umstand bei, daß im alten Hannover gerade auf den deutschen Aufsatz das Hauptgewicht gelegt wurde. Wer in der Reifeprüfung hierin nicht das Prädikat „befriedigend“ erhielt, dem mußte das Reifezeugnis versagt werden,

wie tüchtig auch seine übrigen Leistungen sein mochten. Im Deutschen wurde wenigstens ein Mittelmaß von Tüchtigkeit verlangt, dessen Mangel durch nichts ausgeglichen werden konnte. Anders in anderen Ländern. In Sachsen z. B. wird das Deutsche entschieden niedriger geschätzt und den beiden klassischen Sprachen wie der Mathematik an Wert nachgestellt. Denn während nach der bestehenden Prüfungsordnung „ungenügende Leistungen in einem einzelnen Fache durch besonders tüchtige Leistungen im Lateinischen oder im Griechischen oder in der Mathematik kompensiert werden können“, ist diese Ausgleichungsbefugnis selbst den vorzüglichsten Leistungen im Deutschen nicht eingeräumt. Und darin liegt meines Erachtens eine wohl nicht beachtete, aber doch thatsächliche Unterschätzung gerade des Faches, das für alle, gleichviel ob höhere oder niedere Schulen, das erste und wichtigste ist.

Das Lehrerkollegium, das mich freundlich aufnahm und mit dem ich bald auf gutem, zum Teil vertrautem Fuße stand, war tüchtig und von eifrigem Streben beseelt. In mehreren Kollegen fand ich alte Universitätsfreunde wieder, ein früherer Schüler von Lüneburg her wurde nun mein Kollege und bald mein Freund. Nicht wenige von ihnen rückten später in direktoriale Stellungen ein und bekleiden diese noch jetzt.

Man war anfangs gespannt auf meine Stellung dem Direktor gegenüber, ob ich, wie Gravenhorst im Verein meistens mit jüngeren Lehrern, in eine Oppositionsstellung gegen ihn treten oder unbedingt mit ihm und seiner Partei — denn in zwei Parteien hatte sich das Kollegium gespalten — gehen würde. Beides lag mir gleich fern, wie bald klar wurde: ich habe mir stets mein freies Urtheil gewahrt. Eine systematische Opposition gegen den Direktor zu machen, habe ich immer für sündhaft gehalten; andererseits ist ein beständiges Ja-sagen ohne aufrichtige Zustimmung gewissenlos. Dagegen giebt es im Schulleben eine Menge untergeordneter und ziemlich gleichgültiger Fragen, in denen man den Wünschen des Leiters gern nachgeben kann, zumal die Voraussetzung vorliegt, daß er dieselben am reiflichsten erwogen hat. In solchen Fällen hat er an mir stets eine Stütze gefunden. Anders war es, wo es sich nicht um Kleinigkeiten, sondern um Fragen von Bedeutung handelte. War ich hier abweichender Ansicht, so habe ich derselben in unseren Konferenzen unverhohlenen Ausdruck gegeben. Meistens aber besprach er alle wichtigeren Vorlagen, ehe er sie an die Konferenz brachte, mit mir besonders und ist infolgedessen nicht selten, was ihm schwer wurde, von seiner ursprünglichen Anschauung zurückgetreten, entweder von meinen Gründen überzeugt oder aus

Furcht,
empfi
auf de
daß id
anstie

Berkeh
gestalte
wir a
zum D
wurden
einer
familie

Provin
historie
ein M
Geleh
Gebiet

Man
In d
einen
alle e
worde
gleich
die w
deten
nach

für d
Ansta
wohl
reiche
keiten
habe,
und
Predi
ich de
bis i

den

Furcht, in der Konferenz überstimmt zu werden, was ihm höchst empfindlich war. So kamen wir denn vortrefflich miteinander aus; auf der andern Seite vertrauten mir die Kollegen, denn sie wußten, daß ich nur meiner Überzeugung folgte, unbekümmert, ob ich damit anstieß oder nicht.

Da das Lehrerkollegium sehr groß war, so fand ein eigentlicher Verkehr immer nur unter einzelnen Mitgliedern desselben statt; dieser gestaltete sich aber für uns sehr angenehm. Außer zu ihnen traten wir auch in nahe Beziehung zu den Geistlichen der Stadt, die mir zum Teil schon von früher her befreundet waren, zum Teil befreundet wurden, da wir auf gleichem kirchlichen Boden standen. Meiner Frau, einer Predigertochter, war dieser vertraute Umgang mit Predigerfamilien hier wie in Celle nicht weniger lieb als mir.

An der Spitze der evangelischen Geistlichkeit der Stadt und der Provinz stand der General- und Stadtsuperintendent, zugleich Konsistorialrat und Mitglied des Konsistoriums in Hannover D. Twele, ein Mann von durchdringendem Verstande, ausgebreiteter theologischer Gelehrsamkeit und umfassenden Kenntnissen auch auf den übrigen Gebieten des Wissens, dazu von großer Gewandtheit in der Dialektik. Man sagte von ihm, er sei ein ebenso guter Jurist wie Theologe. In der regelmäßigen wöchentlichen Vereinigung der Prediger ihn einen Abschnitt des Neuen Testaments erklären zu hören, war für alle ein hoher Genuß, der auch mir als Gast derselben öfter geworden ist. Zu ihm, als nahem Verwandten meiner Frau, trat ich gleich von Anfang an in enge Beziehung; von den vielen Abenden, die wir mit ihm und seiner geistreichen, mehr als gewöhnlich gebildeten Frau verlebt haben, bin ich nie ohne mannigfache Belehrung nach Hause zurückgekehrt.

Mitglied der Schulkommission und der Reiseprüfungskommission für das Andreanum, war er nicht allein mit den Verhältnissen dieser Anstalt vertraut, sondern auch auf dem ganzen Gebiet der Pädagogik wohl bewandert. Auch in dieser Beziehung konnte man aus seiner reichen Erfahrung viel lernen. Von allen bedeutenden Persönlichkeiten, die ich in Hildesheim kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, war er weitaus die bedeutendste, der ich mich zu herzlichem und dauerndem Danke verpflichtet fühle. Mit ihm und den übrigen Predigern der Stadt, von denen nur noch zwei am Leben sind, habe ich den viel berufenen Katechismusstreit, der alle Gemeinden des Landes bis in den Grund aufwühlte, durchgemacht. Damit verhielt es sich so:

Den alten, rationalistisch gefärbten und durch seine Breite für den Unterricht wenig geeigneten, aber in den meisten Gemeinden des

Landes gebrauchten und diesen durch die geschickte Auswahl von Sprüchen und Liederversen liebgewordenen hannoverschen Landeskatechismus vom Jahre 1790 durch einen besseren zu ersetzen, war lange schon als ein Bedürfnis empfunden worden. Endlich, nach langen Vorarbeiten, war es einer Kommission gelungen, auf Grund des alten Waltherschen Katechismus einen neuen herzustellen, der, von einigen veralteten, schwer verständlichen oder auch wirklich unverständlichen Ausdrücken, die indessen leicht zu ändern gewesen wären, abgesehen, ein brauchbares und lehrhaftes, in echt lutherischem Geiste abgefaßtes, dazu durch Kürze vor der Breite des alten Landeskatechismus ausgezeichnetes Lehrbuch war. Wäre man nun mit der Einsicht, die man später in Hannover wie anderswo bewies, verfahren: hätte man den neuen Katechismus, nachdem man ihn von den für die Gegenwart unverständlichen Ausdrücken gereinigt und einen Teil der den Gemeinden liebgewordenen Liederverse aus dem alten herübergenommen, diesen zur freiwilligen Annahme vorgelegt, so würde eine große Anzahl derselben sich ohne Zweifel von vornherein dafür ausgesprochen haben und die Mehrzahl allmählich nachgefolgt und das ganze Land längst im Besitz desselben sein. Aber diesen natürlichen und einzig richtigen Weg betrat man nicht: durch Verfügung des Königs als obersten Bischofs sollte der neue Katechismus ohne Befragung der Gemeinden zu einem bestimmten Termine eingeführt werden, obwohl, wie man hörte, selbst der leitende Minister Graf Borries aufs dringendste davon abgeraten hatte. Er hatte, so wurde berichtet, dem Könige erklärt, der politischen Erregung werde er schon Herr bleiben, nur dürfe keine kirchliche Bewegung dazu kommen. Sein Einspruch war vergeblich gewesen, und nun traf ein, was er mit richtigem Blick vorausgesehen hatte: eine große, durch die allgemeine politische Mißstimmung des Landes wesentlich verstärkte kirchliche Bewegung, an deren Spitze sich einige freisinnige Prediger stellten, war so mächtig und führte in der Stadt Hannover zu so tumultuarischen Szenen, deren Wiederholung auch in den anderen Städten zu befürchten war, daß man von der zwangsweisen Einführung des neuen Katechismus notgedrungen abstehen mußte.

So hat sich denn in manchen Gemeinden der alte Katechismus behauptet, in anderen wurde der neue freiwillig angenommen, in vielen, vielleicht den meisten, wird nur der kleine lutherische Katechismus nebst einem Spruchbuche gebraucht. Das ist in einer und derselben Landeskirche ein unleugbarer Mißstand, den zu beseitigen bisher noch nicht gelungen ist. Obgleich auch in Hildesheim die Gärung groß war, kam es doch bei der Beliebtheit der derzeitigen Prediger

zu fei
in red
ein M
durch
überne
noch
gewor
Loden
die H
ich 25
Land,
enghe
der S
nach
direkt
danac
und
nicht
fei,
sich
Unter
erled
ab.
Clau
für
zuleh
hatte
nich
auße
in L
ich f
Korv
Reg
kräft
ich a
Spe
noch
Teil
nich

zu keinen Ausschreitungen, aber der alte Katechismus blieb auch hier in rechtlicher Geltung

Nicht lange nach diesen Katechismuswirren kam 1864 an mich ein Antrag von seiten des Stadtrats in Brandenburg a. d. H., das durch Todesfall erledigte Direktorat des städtischen Gymnasiums zu übernehmen. Dieser Ruf kam mir völlig unerwartet; auch bis heute noch weiß ich nicht, wie und durch wen man auf mich aufmerksam geworden ist. Die Sache hatte, wie man sich denken kann, viel Lockendes und Bestechendes; auf der andern Seite wurde es mir schwer, die Heimat zu verlassen, an der ich mit ganzer Seele hing und der ich 25 Jahre gedient hatte. Preußen, aber auch jedes andere deutsche Land, erschien uns damals als ein fremdes; ein Umschwung in dieser engherzigen, aber ganz natürlichen Anschauung war erst eine Frucht der Jahre 1866 und 1870. In meiner Unschlüssigkeit reiste ich nach Hannover, um den Rat meiner Vorgesetzten, des Generalschuldirektors Kohlrausch und des Schulrats Schmalfuß, einzuholen und danach zu handeln. Sie waren schon von der Berufung unterrichtet und wollten, da die Bedingungen so günstig seien, von der Annahme nicht abraten, zumal zur Zeit in Hannover kein Direktorat erledigt sei, das man mir als Ersatz bieten könne. „Sollten Sie trotzdem sich entschließen zu bleiben,“ sagte Kohlrausch am Schlusse unserer Unterredung, „so gehört die nächste an einem königlichen Gymnasium erledigte Direktorstelle Ihnen.“ Das entschied: ich lehnte den Ruf ab. Ein Jahr darauf wurde ich zum Direktor des Gymnasiums in Clausthal ernannt. Ohne meinen Antrag wurde mir als „Anerkennung für meinen Entschluß, einen so ehrenvollen und vorteilhaften Ruf abzulehnen“, vorläufig eine Gehaltszulage in Hildesheim bewilligt.

In den siebenundeinhalb Jahren meiner dortigen Amtsthätigkeit hatte ich mehr gearbeitet, als irgendwo sonst. In Prima teilte ich mich mit dem Direktor in den lateinischen und griechischen Unterricht, außerdem hatte ich das Deutsche und die Geschichte in dieser Klasse, in Obersekunda Religion und einige lateinische Stunden, dazu, wie ich schon oben bemerkt habe, starke, viel Zeit in Anspruch nehmende Korrekturen. Da ich nun bei mangelnder Körperbewegung in der Regel bis in die Nacht hinein zu arbeiten hatte, fing meine sonst kräftige Gesundheit allmählich an zu wanken: anderthalb Jahre litt ich an einer so heftigen Magenverstimmung, daß ich kaum die leichtesten Speisen mehr vertragen konnte. Weder Hausmittel, die ich anfangs, noch ärztliche Mittel, die ich später gebrauchte und dabei einen guten Teil des Apothekenschazes durchkostete, wollten helfen. Endlich schickte mich der Arzt in ein Seebad, und dem verdanke ich meine Genesung.

Hildesheim, im lieblichen Innerstethal gelegen, ist eine durch altertümliche Bauten vor allen übrigen norddeutschen Städten hervorragende Stadt, mit Recht „das Nürnberg des Nordens“ genannt. Wenn auch nicht eigentlich zu den freien Reichsstädten gehörend, hatte es doch allmählich alle Rechte derselben sich zu verschaffen gewußt. Vom Bischof, dem in der Stadt nur die sogenannte Domfreiheit gehörte, war es so unabhängig geworden, daß, wenn dieser in früherer Zeit einmal seine Soldaten durch die Stadt ziehen lassen wollte, er dazu vorher die Erlaubnis des regierenden Bürgermeisters hatte einholen müssen. Der lange Zeitraum der Selbstregierung, die bis 1803, wo die Stadt auf einige Jahre an Preußen, später an das Königreich Westfalen kam, gedauert hatte, war auch damals in dem selbständigen, selbstbewußten und freiheitliebenden Charakter der Bürgerschaft noch wohl zu spüren. 1815 an Hannover gekommen, war die Stadt eigentlich nie hannoversch gesinnt gewesen und um so weniger geworden, als sie sich über vielfache Zurücksetzung und Beeinträchtigung ihrer Interessen beklagen zu müssen glaubte. Darum wurde denn hier wie in Ostfriesland, das 71 Jahre (von 1744—1815) preussisch gewesen und namentlich von Friedrich dem Großen sehr begünstigt worden war, die Einverleibung in Preußen viel williger angenommen und hoffnungsvoller begrüßt als in den altwelfischen Landesteilen.

Es wurde mir schwer, von ihr zu scheiden: hatte ich doch hier eine mich hoch befriedigende Wirksamkeit, gehorsame, anhängliche und dankbare Schüler, liebe Amtsgenossen und viele Freunde gefunden, deren ich oft und gern gedenke. Die Anerkennung, die mich bei meinem Abschiede begleitete und tief rührte, ging zwar weit über mein Verdienst, war mir aber doch ein erfreulicher Beweis, daß mein Streben nicht vergeblich gewesen sei.

Im Herbst des Jahres 1864 erhielt ich vom Schulrat Schmalfuß die Mitteilung, daß Direktor Elster in Clausthal im Harz infolge wiederholten Schlaganfalls um Versetzung in den Ruhestand gebeten habe, und ich zu seinem Nachfolger bestimmt sei. Ich erklärte sofort meine Bereitwilligkeit, die Stelle anzunehmen, obgleich einige Kollegen mich dringend davor gewarnt hatten. „Es herrschten dort,“ sagten sie, „heillose Zustände; die Uneinigkeit im Kollegium ginge so weit, daß, um nur Ordnung und Ruhe in den Konferenzen aufrechtzuerhalten, der Bürgermeister von Clausthal höhern Orts beauftragt worden sei, den Vorsitz in denselben zu führen.“ Ich erfuhr später, daß dies wirklich ein Jahr lang der Fall gewesen sei, ein Faktum, das in der ganzen Schulgeschichte schwerlich seinesgleichen findet. Aber ich stand

damals im kräftigsten Mannesalter und hatte das gute Vertrauen, mit Gottes Hülfe der meiner dort wartenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Darum ließ ich mich denn in meinem Entschlusse nicht irre machen und habe ihn, wie ich gleich hier bemerken will, niemals bereut.

Übrigens währte es bis zu meiner amtlichen Ernennung noch länger als 3 Monate. Auf meine Anfrage, ob etwa meine Bestätigung höchsten Orts aus diesem oder jenem Grunde Anstand fände, wurde mir erwidert, das sei nicht der Fall, die Verzögerung liege lediglich an dem Umstande, daß es dem Kultusminister seit längerer Zeit nicht möglich gewesen sei, zum Vortrage bei Sr. Majestät zu gelangen. Sobald das geschehen, werde meine Ernennung erfolgen. Sie erfolgte im Januar 1865. Darnach reiste ich mit meiner Frau nach Clausthal, stellte mich den Mitgliedern der Schulkommission wie des Lehrerkollegiums vor, mietete eine Wohnung — damals fehlte es noch an einer Amtswohnung für den Direktor — und siedelte im April mit meiner Familie nach Clausthal über.

Schwer wurde mir der Abschied von Hildesheim, daß aber fünf Jahre später der Abschied von Clausthal mir noch ungleich schwerer werden würde, konnte ich damals freilich noch nicht ahnen.

6. Clausthal (Ostern 1865—Ostern 1870).

Vom 1. April an war ich in Clausthal angestellt. Meine Wohnung in Hildesheim war geräumt, meine Sachen standen gepackt und verladen, aber — es war unmöglich, damit nach meinem neuen Bestimmungsorte zu gelangen. Der Schnee, von dem sich im Lande längst keine Spur mehr vorfand, lag im Gebirge noch so hoch, daß schweres Fuhrwerk auf den sonst so vortrefflichen Heerstraßen des Harzes nicht durchkommen konnte. Ich mußte deshalb mit meiner Familie ins Wirtshaus ziehen und hier 14 Tage warten, bis meine Übersiedelung möglich war. So trafen wir denn erst am 17. April in Clausthal ein und hatten eben noch Zeit uns häuslich einzurichten, da meine Einführung auf den 24. April anberaumt war.

Clausthal, von meinen früheren Harzreisen mir schon bekannt, liegt auf einer ziemlich fahlen Hochebene etwa 1800 Fuß über dem Meerespiegel; unmittelbar daran schließt sich, nur durch den kleinen Zellbach getrennt, die Bergstadt Zellerfeld. Beide Städte zu einer Stadt von 13—14 000 Einwohnern mit gemeinschaftlicher Verwaltung zu vereinigen, ist zwar seit 50 Jahren wiederholt und ernstlich versucht worden, aber alle Versuche sind an den verschiedenen Vermögensverhältnissen derselben gescheitert: das reichere Clausthal hat sich da-

gegen bisher mit Erfolg gesträubt. Und doch würden beide, unter einem Magistrat vereinigt, manche Ausgaben sparen können, die jetzt von ihnen zu tragen sind. Da das Gymnasium früher städtisch war und von Clausthal allein unterhalten wurde, so mußten die Zellerfelder, weil sie sich geweigert hatten, eine jährliche Beihilfe zur Unterhaltung desselben zu leisten, für ihre die Anstalt besuchenden Angehörigen gleich allen Auswärtigen ein höheres Schulgeld bezahlen als die Clausthaler. Zu meiner Zeit war das Gymnasium dem Namen nach zwar noch städtisch, in Wahrheit aber königlich, da bei den erheblichen Zuschüssen, die der Staat zur Erhaltung desselben hergab, er auch die ganze Verwaltung in seine Hand genommen hatte, die Lehrer allein anstellte und von ihrer Anstellung dem Magistrat nur Mittheilung machte. Erst mehrere Jahre nach der Einverleibung ist diesem Zwitterzustande ein Ende gemacht, und das Patronat auch formell auf den Staat übergegangen.

Nach meiner Einführung war es natürlich meine nächste Aufgabe die einzelnen Lehrer in ihrem Unterricht kennen zu lernen und mich mit dem Stande der Klassen durch fleißiges Hospitieren und Einsicht in die Schülerhefte bekannt zu machen.

Bei allen Lehrern ohne Ausnahme fand ich guten Willen und williges Eingehen auf meine Wünsche. Schwächen waren genug vorhanden, aber auch mit schwachen Kräften ist etwas anzufangen, wenn guter Wille vorhanden ist. Die Klassen standen im allgemeinen nicht auf gleicher Höhe mit denjenigen der Gymnasien, denen ich bis dahin angehört hatte; es war klar, daß es lange Jahre an einer einheitlichen und festen Leitung gefehlt hatte. Trotzdem war von einzelnen tüchtigen Lehrern in ihren besonderen Fächern geleistet, was unter den Umständen möglich war.

Die gesante Schülerzahl betrug im Anfange des Jahres 1865 etwa 250, die sich 1868 auf mehr als 300 steigerte, darunter befanden sich in den 3 Realklassen etwa 50 Schüler. Die unteren Klassen waren sehr stark, die oberen mäßig, zum Teil sehr schwach besucht: in Prima fand ich nur 3 Schüler vor, deren Zahl aber von 1866 an auf 11—18 anstieg. Ein großer Übelstand war die Überbürdung der Lehrer mit Stunden, daher entstanden, daß man früher eine ständige Stelle hatte eingehen lassen, um dadurch dem ungenügenden Einkommen der anderen aufzuhelfen. So kam es, daß von den studierten Lehrern 3 mit 25, 3 sogar mit 26 Stunden belastet waren. Ich selbst habe vom Anfang bis zum Schluß meiner dortigen Amtsführung 16 Stunden gegeben. Erst nach Errichtung einer Vorbereitungsklasse — Septima —, die Ostern 1866 ins Leben trat,

unter
jetzt
otisch
eller=
nter=
Un=
als
nach
ichen
auch
hrer
Mit=
esem
mell

und Anstellung eines neuen Lehrers, der in dieser Klasse nicht voll beschäftigt war, gelang es mir, die Stunden der meist belasteten Lehrer wenigstens um je eine herabzumindern.

Wie die Sachen bei meinem Amtsantritt lagen, war meine Aufgabe keine leichte, aber bei dem guten Willen der älteren Kollegen, unter denen ich zu meiner Freude einen alten Freund von Lüneburg her wiederfand, den Professor Dr. Muhlert, dessen ich in besonderer Liebe gedenke, und bei der seltenen Tüchtigkeit der meisten jüngeren Lehrer, die sich insgesammt nach einer kräftigeren Leitung längst gesehnt hatten, gelang sie allmählich mehr und mehr. Von den letzteren sind später 5 — Perz, Strenge, Sauerwein, Kohls und Firnhaber — in direktoriale Stellungen berufen worden.

In Bezug auf den Besuch der Lehrstunden bin ich in Clausthal wie nachher in Dresden in folgender Weise verfahren.

Auf=
und
und
und
vor=
vonn
nicht
ahin
heit=
nen
nter

Der jüngeren Lehrer, vor allen der Probekandidaten, habe ich mich mit besonderem Eifer angenommen, ihre Unterrichtsstunden fleißig besucht und darnach mit ihnen besprochen, was ich an ihrer Methode oder an der Handhabung der Disciplin auszusetzen oder zu loben gefunden hatte. Gelegentlich habe ich selbst den Unterricht eine Weile übernommen, um ihnen praktisch zu zeigen, wie die Sache zu machen sei. Dabei habe ich mich auf die Theorie, die sie alle auf der Universität zur Genüge betrieben hatten, möglichst wenig eingelassen; durch die praktischen Winke, die ich ihnen gab, hoffe ich mehr genützt zu haben, als durch weitläufige theoretische Belehrungen. Der Dank, den sie mir dafür schuldig zu sein geglaubt und noch in späteren Jahren wiederholt ausgesprochen haben, ist mein schönster Lohn gewesen. Auch den Unterrichtsstunden der älteren Lehrer habe ich von Zeit zu Zeit beigewohnt, aber im ganzen selten: weiß doch ohnehin jeder ordentliche Direktor, wie es in ihnen zugeht, ohne daß er gegenwärtig zu sein braucht. Auch ist der Nutzen der Erinnerungen, die man etwa zu machen hat, meiner Erfahrung nach ein sehr zweifelhafter: der ältere Lehrer bleibt trotz alledem in seinem gewohnten Gleise, auch wenn es ein verkehrtes ist.

865
be=
eren
wach
von
über=
über
nge=
von
astet
igen
Vor=
trat,

Die Zucht hatte in Clausthal seit Jahren stark gelitten, so sehr die einzelnen Lehrer für sich auf Ordnung zu halten bestrebt gewesen waren. Trotz der geringen Schülerzahl in den oberen Klassen gab es doch zwei von meinem Vorgänger erlaubte Verbindungen, deren Satzungen mir gleich nach meinem Amtsantritt mit der Bitte um Genehmigung eingereicht wurden. Dieselben enthielten wenig oder nichts, was ich zu beanstanden Grund gehabt hätte, aber aus meiner eigenen Schülererfahrung wußte ich, daß es bei solchen Satzungen

neben den geschriebenen auch ungeschriebene giebt, und daß jene meist bloßes Aushängeschild sind, hinter dem sich die letzteren verstecken, ebenso daß Schülerverbindungen all und jeder Art, wofern sie nicht lediglich wissenschaftlichen Zwecken dienende, von den Lehrern streng beaufsichtigte Vereine sind, regelmäßig trotz aller Satzungen ausarten, sich einen unberechtigten Einfluß auf die Schule anmaßen und in Opposition gegen die Lehrer und die Ordnung der Schule treten. So viel war mir aus meiner eigenen Erfahrung bekannt, wenn ich auch von den später erfolgten haarsträubenden Enthüllungen Pilgers noch keine Ahnung hatte. Ich untersagte also das Fortbestehen beider Verbindungen. Das Verbot hatte, wie ich bald aus einigen unliebsamen Vorkommnissen erfahren sollte, nicht geholfen; ich sah mich daher zu den strengsten Androhungen, ja zur Verweisung einzelner besonders Beteiligter genötigt, und glaubte so das Übel an unserer Schule mit der Wurzel ausgerottet zu haben. Doch war das ein Irrtum gewesen: ich erfuhr später, daß sowohl während meines Direktorats wie nachher das Unkraut im geheimen fortgewuchert habe.

Es liegt in allen Menschen und darum auch in der Jugend der natürliche Trieb, sich mit Gleichgesinnten näher zu verbinden; diesen in die richtigen Bahnen zu lenken, wird darum eine wichtige Aufgabe der Schulen sein. Die Beförderung von Vereinen zu gemeinschaftlichen Studien namentlich auf dem Gebiete der deutschen Litteratur oder von Sing- und musikalischen Kränzchen mit gelegentlichen Auführungen in den Räumen der Schule dürfte das beste Gegenmittel gegen geheime Verbindungen sein; freilich sie ganz zu verhindern wird schwerlich je gelingen, da das studentische Beispiel allzu lockend ist. Namentlich in den Universitätsstädten, wo die Verbindungsstudenten an dem Fortbestehen der Schülerverbindungen, aus denen sie sich ergänzen, das unmittelbarste Interesse haben, wird auch das eifrigste Bemühen leider! wohl ein hoffnungsloses bleiben.

Übrigens hatte ich an der Harzerjugend meine Freude: sie ist lebendig, lernbegierig und von rascher Auffassungsgabe. Die Mundart, der der Bewohner des Erzgebirges sehr ähnlich, mit dem Sington aller Gebirgsvölker, ist von der niederdeutschen (plattdeutschen) ganz verschieden. Letztere findet sich noch in einer kleinen Ortschaft des Oberharzes, Buntentobel, ein halbes Stündchen von Clausthal entfernt, ganz unverfälscht trotz der sie rings umgebenden fränkischen Bevölkerung. In den dem platten Lande näher gelegenen Städten des Unterharzes hat eine Mischung, wie der Bevölkerung so der Mundart, stattgefunden, doch gilt die fränkische für vornehmer und wird in den Gruben, wie mir glaubhaft berichtet wurde, gewissermaßen als amtlicher Dialekt

allein
behen
wurde
haben
unteri
des D
sichtsfe
wesen
arbeit
mit a

nicht.
gab e
berga
Scri
Grod

als i
esses
den
Gym

Harz
abge
für
die
einan
wah
wur
neue
Mar
wen
teil
firm
scha
viel
ihne
sich
har
har
ohn

allein gesprochen. Von Gestalt sind die Harzer klein, aber gelenk, behend, anständig und geschickt zu allen möglichen Arbeiten; als Soldaten wurden sie vorzugsweise in die Schützenkompagnieen eingestellt. Sie haben dunkles Haar, braune Augen, und die Männer infolge ihrer unterirdischen Arbeit meist blasser Gesichtsfarbe. Die Niederdeutschen des Oberharzes mit blondem Haar, blauen Augen und blühender Gesichtsfarbe sind groß, zum Teil wahre Hünnegestalten, die das Fuhrwesen besorgen, während jene vorzugsweise die Gruben- und Hüttenarbeit verrichten. Die Liebe zu Musik und Gesang teilen die Harzer mit allen Gebirgsvölkern.

An der Pflege der geistigen Interessen fehlte es auf dem Harz nicht. Außer den richterlichen und Verwaltungsbeamten in Zellerfeld gab es in Clausthal ein großes Berg- und Forstamt (später Oberbergamt), dazu die Bergakademie mit hochangesehenen, auch durch ihre Schriften bekannten Lehrern, von denen ich nur Römer, Kerl, von Grobdeck, Streng nennen will.

Das Gymnasium stand, wie das in kleineren Städten viel mehr als in größeren der Fall zu sein pflegt, im Mittelpunkt des Interesses nicht bloß für die Städte Clausthal und Zellerfeld, sondern für den ganzen Harz: man sprach hier von ihm nur als von „unserm“ Gymnasium.

Besonders angenehm waren die geselligen Verhältnisse. Da der Harz während der langen Winterzeit vom Unterlande gewissermaßen abgeschlossen ist oder doch war, denn jetzt ist durch die Eisenbahn für eine leichtere Verbindung gesorgt, so sind die Harzer mehr als die Bewohner des Flachlandes auf sich selbst und den Verkehr miteinander angewiesen; der Geselligkeitstrieb ist deshalb bei ihnen wie wahrscheinlich bei allen Gebirgsvölkern besonders ausgebildet. Uns wurde es leichter als vielleicht manchem Fremdhergekommenen, die neuen Verhältnisse liebzugewinnen und uns in sie einzuleben. Dem Manne, der seinen bestimmten Beruf hat, wird das in der Regel weniger schwer als den Frauen; bei uns war aber eher das Gegenteil der Fall. Meine Frau hatte mehrere Jahre bis zu ihrer Konfirmation die Töchterschule in Zellerfeld besucht und hier viele Freundschaften geschlossen. Von ihren Jugendfreundinnen fand sie nun noch viele, teils verheiratet, teils unverheiratet, wieder und wurde von ihnen mit offenen Armen aufgenommen. Kein Wunder also, daß sie sich hier sofort heimisch fühlte; hatte sie doch das Leben der Oberharzer aus eigener Erfahrung kennen gelernt und stand ihm als Oberharzerin — ihr Geburtsort Gittelde liegt am Fuße des Harzes — ohnehin nicht fremd gegenüber. Dazu kam, daß verschiedene Familien

Clausthals ihr verwandt waren. So vereinigte sich alles, um uns den neuen Wohnort von vornherein zur Heimat zu machen. Auch das rauhere Klima des Oberharzes, dem wir anfangs unserer Kinder wegen nicht ohne Besorgnis entgegengesehen hatten, sagte uns allen vortrefflich zu. Die Luft ist rein und erfrischend, das Bergsteigen für den ganzen Körper, namentlich für die Brust, wohlthätig. Die dortigen Ärzte versicherten mir, daß bei der einheimischen Bevölkerung die Lungenschwindsucht fast nie vorkäme, ja daß sie selbst bei denen, die im ersten Stadium derselben dahin übersiedelten, oft geheilt würde.

Freilich hat man hier auch auf manches zu verzichten. Frühling kennt man eigentlich nur dem Namen nach, man gerät aus dem langen Winter meist unmittelbar in den Sommer hinein. Blühende Obstbäume sind auf dem Oberharze eine große Seltenheit, Gartenfrüchte werden wenig gebaut, diejenigen aber, die dort wachsen, wie z. B. Blumenkohl, sind um so zarter und schwächer, nur ganz vereinzelt zeigt sich dem Auge ein mageres und niedriges Hafer- oder Roggenfeld. Auch an die oft urplötzlich heraufziehenden dichten Nebel und die im Verhältnis zum Lande viel häufigeren und stärkeren Niederschläge — Regen oder Schnee — hat man sich erst zu gewöhnen. Die Sommertage sind oft ebenso heiß wie im Flachlande, aber die Abende und Nächte bringen stets die erwünschte Kühlung. Der echte Harzer heizt im Sommer wie im Winter täglich ein; wird es im Laufe des Tages zu warm, so sperrt er die Fenster auf. Am stolzesten ist er auf seine Röhre von der echten Harzrasse; sie in den waldigen Bergen zu weiden und aus den mancherlei Fährlichkeiten glücklich heimzubringen ist eine Kunst, die nicht viele verstehen. Darum ist denn auch der Kuhhirt hier eine hochangesehene Persönlichkeit. Auf seine Wiesen, die das Futter für den Winter liefern müssen, verwendet der Harzer alle Sorgfalt, die der Landmann seinen Getreidefeldern nur widmen kann: gerade um Clausthal und Zellerfeld sind sie von großer Ausdehnung und entzückendem Reize.

So sagten uns denn Land und Leute aufs beste zu; wir wurden rasch gute Harzer und hofften dort unsere bleibende Stätte gefunden zu haben. War das auch, wie ich bald berichten werde, eine Täuschung, so sind wir doch im Herzen Harzer geblieben und werden es bleiben, so lange wir leben.

Das Jahr 1866 machte aus dem bisherigen selbständigen Königreich die jetzige preussische Provinz Hannover. Es war uns wie ein Traum, aber doch volle Wirklichkeit. Der ganze Harz und, darf man dreist behaupten, der größte Teil des Landes hätte die Erhaltung der Selbständigkeit des Königreichs unter der alten Dynastie dringend

gewün
Preuß
machtst
nach d
und d
schen
nung
Georg
Wien
Hülfe
verleib
Z
leistete
den K
Bergh
des f
Dieser
lich z
zu w
der a
ander
Staat
sich
Wiese
Kultu
unfri
selber
tigte
dem
word
eing
Unte
diese
Gele
tisch
Wei
enge
befre
daß
war

gewünscht, selbstverständlich in Unterordnung unter die Vormacht Preußen, durch welche allein die Einigkeit im Innern und die Großmachtstellung Deutschlands nach außen gewährleistet wurde. Selbst nach der siegreichen Schlacht von Langensalza, die so viel Blut kostete und doch so unnütz war, da ihr die Ergebung des ganzen hannoverschen Heeres auf dem Fuße nachfolgte, hätte sich das nach der Meinung einsichtiger Politiker noch erreichen lassen, wenn nur König Georg nicht in unglücklicher Stunde den Entschluß gefaßt hätte, nach Wien zu gehen und von dem schon niedergeworfenen Oesterreich noch Hülfe erwartet hätte. Aber das war das Verhängnis, das die Einverleibung in Preußen nach sich zog.

Nachdem der König Georg alle Civildienere von ihrem ihm geleisteten Eide entbunden hatte, wurden wir am 9. März 1867 für den König von Preußen als unseren neuen Landesherrn durch den Berghauptmann von Linzigen eidlich verpflichtet und am 18. Februar des folgenden Jahres auch auf die preußische Verfassung beeidigt. Diesen meinen Eid war ich entschlossen ohne allen Vorbehalt getreulich zu halten und aus einem guten Hannoveraner ein guter Preuße zu werden. Denn war auch der Verlust der Selbständigkeit unter der angestammten Dynastie uns anfangs sehr schmerzlich, so war doch andererseits die Zugehörigkeit zu einem großen, in sich festgefügtten Staate ein großer Gewinn, dessen die meisten freilich erst allmählich sich bewußt geworden sind.

Im November 1866 besuchte der Geheime Oberregierungsrat Wiese, Referent für das gesamte höhere Schulwesen im preußischen Kultusministerium, außer anderen hannoverschen Gymnasien auch das unsrige, an das ihn alte, liebe Erinnerungen knüpften, da er demselben von 1831—1833 als Konrektor angehört hatte. Er besichtigte das neue Gymnasialgebäude — das alte, ihm bekannte war bei dem großen Brande vom Jahre 1844 ein Raub der Flammen geworden —, ließ sich das Lehrerkollegium vorstellen und pflog mit mir eingehende Besprechungen über allgemeine und besondere Fragen des Unterrichts und der Erziehung, aus denen ich den weiten Blick dieses hervorragenden Mannes kennen zu lernen und zu bewundern Gelegenheit hatte. In ihm vereinigte sich die Tüchtigkeit des praktischen Schulmannes mit der des Verwaltungsbeamten in ähnlicher Weise wie bei Kohlrausch, nur daß jener einem weiten, dieser einem engeren Gebiete vorstand. Beide Männer waren einander aufrichtig befreundet, und Wieses Einfluß war es vornehmlich zu danken, daß Kohlrausch nach der Einverleibung nicht sofort zurückgetreten war. Von ihm sprach Wiese, der durch Kohlrausch einst aus Preußen

nach Clausthal berufen worden war, nur mit der größten Hochachtung und Verehrung.

Er wäre, sagte er mir, diesmal auch mit zu dem Zwecke gekommen, um sich unter den hannoverschen Direktoren nach geeigneten Provinzialschulräten umzusehen. Sie wären aber, wie er fände, meist zu gut gestellt, um diese Stellen annehmen zu können, namentlich da die Mehrzahl derselben Dienstwohnungen hätte, und gerade Wohnungen wären am Sitze der Provinzialschulkollegien in den größeren Städten sehr teuer. Vorläufig müßte er also darauf verzichten, bis eine Gehaltsaufbesserung der Stellen möglich wäre. Diese erfolgte erst nach dem Jahre 1871 wie für die Provinzialschulräte, so für die Direktoren und Lehrer an den königlichen Gymnasien.

Wieses Name war, trotzdem mehr als 30 Jahre seit seinem Abgange verfloßen waren, auf dem Harze noch unvergessen: man erinnerte sich seiner als eines ebenso liebenswürdigen wie energischen Mannes und des weitaus bedeutendsten unter allen derzeitigen Lehrern. In großen Städten erlischt das Andenken auch an hervorragende Männer rasch, in kleineren wird es mit großer Pietät dauernd festgehalten. Und auch er hatte „sein“ Clausthal nicht vergessen: hier, sagte er mir, habe er die glücklichsten Jahre seines Lebens zugebracht, eine Äußerung, die sich auch in seinen „Lebenserinnerungen“ wiederfindet.

Ich bin ihm im späteren Leben noch öfter begegnet, und der erste Eindruck, den ich von ihm gewann, hat sich dadurch nur umso mehr befestigt. Über seinen Rücktritt hatte Preußen Ursache zu trauern, denn von den vielen bedeutenden Männern, die vor und nach ihm diesen wichtigen und verantwortungsvollen Posten im Ministerium bekleideten, war er ohne Frage einer der allerbedeutendsten. Ich bewahre ihm bis zum Ende meines Lebens meine Verehrung und Dankbarkeit und freue mich, dies hier auch öffentlich aussprechen zu können.

Im August des Jahres 1867 überraschte mich ein gleichzeitiger Ruf an das königliche Andreasgymnasium zu Hildesheim, dessen Direktor Brandt um Versetzung in den Ruhestand gebeten, und an das damals noch städtische, jetzt königliche Gymnasium in Celle, dessen Direktor Brod einem Rufe als Schulrat und Direktor des Gymnasiums in Dessau zu folgen sich entschlossen hatte. Beide Anträge, an solche Schulen, denen ich lange Jahre als Lehrer angehört hatte, als Direktor zurückzukehren, hatten für mich natürlich viel Erfreuliches und Ehrendes und versetzten mich in nicht geringe Aufregung, aber nach reiflicher Überlegung beschloß ich doch, beide abzulehnen. Ich

war erst zweiundeinhalb Jahr in Clausthal und hatte hier eine schöne und lohnende Aufgabe gefunden, die noch nicht gelöst war; ich liebte meine Schule, die Stadt und den ganzen Harz, und es kam mir bei den vielen Beweisen von Anhänglichkeit der Kollegen und Schüler und bei dem Vertrauen, das mir von seiten der Schulkommission und der ganzen Harzbevölkerung entgegengebracht wurde, wie ein Akt von Undankbarkeit vor, diese Stelle so schnell mit einer anderen zu vertauschen. In Bezug auf das Gehalt waren beide Stellen zwar besser als meine jetzige, doch nicht so bedeutend, daß dieser Umstand allein mich in Rücksicht auf meine ziemlich zahlreiche Familie zur Annahme der einen oder der anderen hätte bestimmen müssen. Es kam hinzu, daß die Schulkommission den Ankauf eines Hauses zu einer Dienstwohnung für den Direktor in sichere Aussicht gestellt hatte, eine Aussicht, die sich denn auch im folgenden Jahre, hauptsächlich durch die Bemühungen des allgemein hochgeschätzten und um Clausthal wie den ganzen Harz hochverdienten Bürgermeisters Denker, in erfreulicher Weise verwirklichte.

Und doch wurde mir mein Entschluß bei den dringenden Bitten und Vorstellungen aus beiden Städten nicht leicht. Das Andreanum in Hildesheim war das größte Gymnasium der Provinz, nirgendwo sonst fand ein Direktor eine so ausgedehnte Wirksamkeit, und in Celle, wo ich die Verhältnisse aus 12 $\frac{1}{2}$ jähriger Lehrthätigkeit kannte, erwarteten mich so viele liebe alte Kollegen und außer ihnen ein so großer Freundeskreis, daß ich nur schweren Herzens darauf verzichtete. Ich richtete mich also darauf ein, dauernd in Clausthal zu bleiben. Denn nachdem ich Hildesheim und insbesondere Celle, das ich so sehr liebte, abgelehnt hatte, glaubte ich nicht, daß ich einem anderen Rufe, wenn etwa ein solcher noch an mich kommen sollte, je würde Folge leisten können.

Zu Ostern 1868 wurden die Realklassen in eine höhere Bürger-
schule umgewandelt. Diese Bezeichnung für eine Realschule I. O.
ohne die Prima war nicht gerade glücklich gewählt, da man sie,
wenigstens im Hannover'schen, für gehobene Volksschulen zu gebrauchen
gewohnt war. Im Lehrerkollegium wie auch hier und da in der
Bürgererschaft wurden Wünsche laut für eine Realschule I. O., eine
Realschule II. O. wollte niemand. Nachdem ich aber nachgewiesen
hatte, daß bei der bisherigen Zahl von höchstens fünfzig Realisten,
die sich nach Errichtung von Realschulen I. O. in Goslar und Osterode
voraussichtlich noch vermindern würde, für eine Prima in Clausthal
höchstens auf einen bis drei Schüler zu rechnen wäre, zeitweilig auch
nicht ein einziger dafür sich finden würde, stimmte die Schulkommission

meinem Plane bei, der denn auch von seiten des Provinzialschulkollegiums als der für unsere Verhältnisse passendste genehmigt wurde.

Im Jahre 1869 wurde ich vom ersten Wahlkreise des Fürstentums Grubenhagen mit dem Harz und der Grafschaft Hohnstein zum weltlichen Mitgliede der ersten hannoverschen Landessynode gewählt. Auf die Anfrage einiger mir befreundeten Geistlichen, ob ich geneigt sei, eine Wahl anzunehmen, und die Bitte, mich derselben nicht zu entziehen, da man die sichere Aussicht habe, meine Wahl durchzusetzen, erbat ich mir einige Tage Bedenkzeit, weil der Antrag, so ehrenvoll er sei, mich doch völlig überrascht habe, ich auch vorher mich vergewissern müsse, ob mir der erforderliche Urlaub von meiner Oberbehörde werde erteilt werden. Dieser wurde mir sofort zugesagt, da es gewünscht werde, daß auch einige Gymnasialdirektoren an der Synode teilnähmen. Nachdem sich nun auch meine Kollegen freundlichst bereit erklärt hatten, meine Vertretung während meiner Abwesenheit — die Synode tagte in Hannover — zu übernehmen, gab ich meine endgültige Zusage und wurde von der Wahlversammlung in Osterode mit großer Stimmenmehrheit gewählt.

Obgleich ich bei der Wichtigkeit und dem Umfange der Vorlagen, unter denen sich, sicherem Vernehmen nach, außer anderen eine Emertierungsordnung für die Geistlichen, sowie ein Pfarrwahl- und Pfarrverbesserungsgesetz befinden würden, auf eine kurze Sitzungszeit von vornherein nicht gerechnet hatte, hatte ich doch nicht erwartet, daß ich über sechs Wochen — vom 2. November bis 14. Dezember, die beiden Reisetage eingeschlossen, — meinem Amte würde entzogen werden. Es kam das zum Teil mit daher, daß die meisten von uns Synodalen nicht parlamentarisch geschult waren, und daß häufig nur das des breiteren wiederholt wurde, was von anderen längst gesagt worden war. Der Grundsatz „time is money“ wurde hier nicht anerkannt. Dazu mehrte sich auch von Tage zu Tage der Stoff, da von den amtlichen Vorlagen abgesehen auch über verschiedene Eingaben von Kirchenvorständen und Bezirkssynoden, sowie über Uranträge von Mitgliedern der Landessynode zu verhandeln war. Unter den letzteren nahmen die längste Zeit in Anspruch die sogenannten Brüel'schen Anträge, welche die Zuständigkeit des Kultusministeriums in kirchlichen Dingen beseitigen, die oberbischöflichen Rechte des Königs wesentlich beschränken und dem Landeskonsistorium eine solche Machtstellung geben wollten, daß es im Grunde souverän würde. Die im Abgeordnetenhanse jüngst eingebrachten sogenannten Hammerstein-Kleist'schen Anträge verfolgten ähnliche Zwecke, gingen aber längst nicht so weit als die Brüel'schen.

Obgleich ich selbst der rechten Seite der Versammlung angehörte und in allen übrigen Fragen mit ihr stimmte, konnte ich diesen Anträgen unmöglich zustimmen, die man in althannoverscher Zeit zu stellen niemals gewagt haben würde, und die offenbar einen demonstrativ-politischen, gegen Preußen gerichteten Charakter hatten. Auf irgendwelchen Erfolg konnte der Antragsteller selbst, wie mir schien, schwerlich gerechnet haben; es ist darauf auch überhaupt keine Antwort erfolgt. Übrigens wurden dieselben mit 45 gegen 22 Stimmen, unter denen sich außer mir noch zwei Mitglieder der Rechten befanden, angenommen.

Sehr lange Zeit nahmen auch die Beratungen über die Pfarrwahlen in Anspruch. Die aus 12 Mitgliedern bestehende Kommission, der auch ich angehörte, konnte es zu einem Mehrheitsbeschlusse nicht bringen; sie spaltete sich in drei Gruppen von je vier Mitgliedern, welche nun einzeln ihre Vorschläge machten. Ich gehörte zu derjenigen Gruppe, die drei Kandidaten bez. Prediger für jede Stelle, mit Ausnahme der Superintendenturen und Anstaltsstellen, die nach allen Vorschlägen dem Konsistorium vorbehalten blieben, den Gemeinden zu freier Auswahl vom Konsistorium vorgeschlagen wissen wollten. Brüel und Uhlhorn insbesondere befürworteten das sogenannte alternierende Wahlrecht, nach dem zwischen der Wahl durch die Gemeinde und der Besetzung durch das Konsistorium ein regelmäßiger Wechsel stattfinden sollte. Dieser Vorschlag wurde unter Ablehnung der anderen von der Synode angenommen und hat sich, wie ich keinen Anstand nehme offen anzuerkennen, vortrefflich bewährt. Die Gefahren, die ein Teil von uns namentlich in Rücksicht auf die notwendig damit verbundenen zahlreichen Wahlpredigten befürchtete, sind nicht eingetreten: die Mehrheit der Synode hat damals offenbar das Richtige getroffen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die übrigen zum Teil sehr wichtigen Beratungsgegenstände näher einzugehen; ich kann nur bezeugen, daß alle Mitglieder, welcher Richtung sie auch angehörten, nach ihrer Einsicht und ihren Kräften das Beste der Kirche zu fördern eifrig bemüht waren. Unter den hervorragendsten weltlichen Mitgliedern nenne ich den damaligen Präsidenten des Landeskonsistoriums Lichtenberg, den Geh. Regierungsrat Brüel, früher Generalsekretär (Unterstaatssekretär) im Kultusministerium, den Vizepräsidenten des Oberappellationsgerichts in Celle Meyer und den Professor Dove aus Göttingen; unter den geistlichen war weitaus der hervorragendste Oberkonsistorialrat Uhlhorn, jetzt Abt des Klosters Loccum. Den größten Einfluß von allen aber besaß ohne Frage Brüel: in allen wichtigen Fragen folgte ihm die Mehrheit unbedingt.

So sehr ich es auch bedauerte, meinem Amte auf sechs Wochen entzogen zu sein, so bin ich doch stets dankbar geblieben für die mir gebotene Gelegenheit, für das Wohl unserer Landeskirche nach dem Maß meiner Einsicht mitzuwirken. Wie ich, so werden, denke ich, alle, die noch leben — und wie viele sind seitdem heimgegangen — an die damalige Zeit gemeinschaftlicher Arbeit mit Befriedigung und Freude zurückdenken.

Raum war ich vier Wochen von Hannover zurück, als ich am 15. Januar 1870 von meinem alten Freunde, dem Konrektor Professor Dr. Fleckesen in Dresden, einen Brief erhielt, mit der im Auftrage des Administrators und Patrons des Bisthumischen Stiftungsgymnasiums, Hofmarschalls Sr. Majestät Grafen Bisthum von Eckstädt, an mich gerichteten Anfrage, ob ich geneigt sei, das durch das Ableben des Rektors (Direktors) Scheibe erledigte Rektorat des Bisthumischen Gymnasiums zu übernehmen. In dem Falle bat er mich herüberzukommen, um mich persönlich von den Verhältnissen, die sehr angenehm seien, zu unterrichten.

So sehr es mir widerstrebte, mein Heimatland und vor allem Claussthal zu verlassen, so durfte ich doch diesen Antrag nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Nach dem Jahre 1866 erschien Sachsen nicht mehr wie einst Preußen, als ich den Ruf nach Brandenburg ablehnte, als Ausland: der Norddeutsche Bund, der Vorläufer des im Kaisertume geeinigten Deutschlands, war geschlossen und hatte die verschiedenen Stämme bis zur Mainlinie näher miteinander verbunden. Dazu kam, daß mir in Dresden eine so erhebliche Gehaltsverbesserung geboten wurde, daß ich den Antrag, wenn anders die dortigen Verhältnisse mir zusagten, in Rücksicht auf meine Familie nicht glauben abweisen zu dürfen. So entschloß ich mich hinüberzureisen. Meine anfängliche Befürchtung, es möchte das Bisthumische Gymnasium, von dem ich wußte, daß es stets mehrere Prinzen und sehr viele Adelige zu seinen Schülern zählte, eine Art von Ritterakademie sein, was mich unter allen Umständen verhindert haben würde, die Leitung zu übernehmen, war unbegründet; es war ein Gymnasium in seinem Unterrichtsplane wie alle anderen, stand wie diese unter der Aufsicht des Ministeriums und hielt eine straffe Zucht: es sollte eben tüchtig gelernt werden. Der derzeitige und auch noch jetzige Administrator sprach in dieser Beziehung zu mir folgende bemerkenswerte Worte: „Nachdem der Adel seine Vorrechte verloren, ist es seine Hauptaufgabe, es dem Bürgerstande in wissenschaftlicher Tüchtigkeit gleich und wo möglich zuvor zu thun: nur so kann er auch ohne politische Vorrechte seine Stellung behaupten“. Hiernach waren meine Bedenken

gehoben, und ich beschloß dem Rufe zu folgen. Die Anrechnung meiner bisherigen Dienstjahre wurde mir in liberalster Weise zugesagt.

Übrigens beruhte die Veranlassung zu dieser Berufung auf einem bloßen Zufalle, wofern man überhaupt von einem Zufalle im Leben reden darf.

Kurz nach Ostern 1869 begleitete ich meinen zur Universität abgehenden Sohn nach Göttingen, um ihn seinen neuen Lehrern, die zum Theil auch noch die meinigen gewesen waren, vorzustellen und ihm bei seiner ersten Einrichtung behülflich zu sein. Mittags aß ich in der „Krone“ und fand mich hier einem Herrn gegenüber, der seinen Sohn ebenfalls zur Universität begleitete: es war der Graf Bixthum. Wir wurden einander vorgestellt und unterhielten uns bei und nach Tisch sehr lebhaft; die Unterhaltung, die sich hauptsächlich auf die Schule bezog, war für mich wenigstens außerordentlich anziehend. Ich fand bei ihm ein so lebendiges Interesse für alle Fragen der Erziehung und des Unterrichts und ein so eingehendes Verständniß selbst für die scheinbaren Kleinigkeiten des Lehrerberufs, wie ich sie bei einem Manne in seiner Stellung nie gesucht hätte. Am Schlusse unserer Unterredung bat ich ihn meinen alten Freund Fleckeisen von mir zu grüßen und schied von ihm mit dem angenehmsten Eindrucke, zumal wir in unseren pädagogischen Ansichten in seltener Übereinstimmung zusammengetroffen waren. Nach dem Tode des Rectors Scheibe, der ein halbes Jahr nach dieser unserer Unterredung erfolgte, erinnerte er sich meiner und beauftragte Fleckeisen, mir die erledigte Stelle anzubieten.

Meine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste erfolgte am 14. März 1870 durch den von Sr. Majestät dem Könige Wilhelm eigenhändig unterzeichneten Abschied — Dimissoriale hieß es damals — unter Bezeugung der Allerhöchsten Zufriedenheit mit meiner bisherigen Amtsführung. Ich bewahre dies Schriftstück als ein teures Andenken an unsern unvergeßlichen Kaiser und König.

Ich habe schon öfter erwähnt, daß mir das Scheiden von allen den Anstalten, denen ich angehört hatte, jedesmal schwer wurde, niemals aber ist mir ein Abschied schwerer geworden als der von Clausthal, wo ich einen so schönen und dankbaren Wirkungskreis gefunden hatte. Ich liebte den Harz und seine Bewohner, ich mußte anhängliche Schüler verlassen und ein Kollegium, mit dem ich in seltener, nie getrübtter Eintracht gelebt hatte. Noch jetzt, wenn ich an den Abschied denke, treten mir die Thränen ins Auge. Aber es mußte geschieden sein: am 11. April 1870 trafen wir in Dresden ein.

7. Dresden.

Bisthumisches Gymnasium. (Ostern 1870—Michaelis 1885.)

Am 26. April durch den Administrator der Gymnasialstiftung, damaligen Hofmarschall, jetzigen Oberkammerherrn Wirkl. Geheimrat Hermann Grafen Bisthum von Eckstädt Excellenz, als Rektor — so heißen die Leiter der Gymnasien in Sachsen, nicht Direktoren — eingeführt, trat ich an demselben Tage mein Amt an.

Die Errichtung des Gymnasiums*) beruhte auf dem Testamente Rudolfs Bisthum von Apolda vom 24. September 1638. Dieser, der letzte aus dem Stamme derer Bisthum von Apolda, hatte den größten Teil seines beträchtlichen Vermögens zur Errichtung und Erhaltung eines Bisthumischen Geschlechtsgymnasiums, in dem die Söhne der drei Linien derer Bisthum von Eckstädt vom 10. bis 19. Jahre frei erzogen werden sollten, bestimmt. Die Zahl der Freistellen war auf zwölf festgesetzt. Sollten aus den genannten drei Linien nicht Knaben genug zur Besetzung der Freistellen vorhanden sein, so sollte auch anderen nächsten Verwandten die Aufnahme gestattet und aus ihnen die Zahl ergänzt werden. Daneben war bestimmt worden, daß auf je zwei der stiftungsberechtigten Zöglinge 1 Famulus (Kontubernale) komme, der mit jenen zusammen erzogen werden, denselben Studien obliegen und ihnen gewisse Dienste leisten solle. Diese letzte Bestimmung ist unter den veränderten Verhältnissen der späteren Zeit weggefallen: die sechs Kontubernale werden genau so gehalten, wie die stiftungsberechtigten Mitglieder der Familie und genießen mit diesen völlige Freistellen, d. h. Unterricht und Unterrichtsbücher, Verpflegung und Kleidung, ja selbst Taschengeld.

Nach dem Testamente von Rudolf Bisthum, der am 28. April 1639 starb, sollte Christoph Bisthum von Eckstädt Direktor (Administrator) des zu gründenden Gymnasiums werden und das Direktorium nach dem Rechte der Erstgeburt bei seiner Familie verbleiben.

Es dauerte aber geraume Zeit, ehe es zur wirklichen Errichtung des Gymnasiums nach der Absicht des Erblassers kam. Die Geldforderung, die Rudolf Bisthum und nach ihm seine Erben an die kurfürstliche Kammer hatten, war wegen der traurigen Finanzen des Landes nicht einzubringen, und erst nach wiederholten, lange Zeit erfolglosen Versuchen der Familie wurde endlich im Jahre 1793

*) Die hier folgenden Mitteilungen über die Geschichte des Bisthumischen Gymnasiums sind größtenteils dem Programme vom Jahre 1862 auszugsweise entnommen.

zwischen der Regierung und ihr ein Rezejß abgeschlossen, in welchem eine Vereinbarung über die Zahlung von Kapital und Zinsen zur Errichtung des Geschlechts-gymnasiums getroffen wurde.

Dazu wurden im Laufe der Jahre verschiedene Pläne entworfen, von denen aber keiner zur Ausführung kam, da ein besonderes Gymnasium für eine so geringe Zahl von Zöglingen — höchstens achtzehn — keinen rechten Sinn gehabt, außerdem aber einen unverhältnismäßigen Kostenaufwand erfordert haben würde. So wurde denn im Jahre 1828 der Beschluß gefaßt, das Bixthumsche Gymnasium mit der Privaterziehungsanstalt des Dr. Blochmann und später seines Schwiegersohnes, des Dr. Bezzenberger, in Dresden zu verbinden. Dies Verhältnis dauerte bis zum Jahre 1861, in dem Dr. Bezzenberger seine Erziehungsanstalt aufgab und sich ins Privatleben zurückzog.

Nunmehr faßte der Administrator Hermann Graf Bixthum den glücklichen Entschluß, das Bixthumsche Gymnasium auf eigene Füße zu stellen und außer den zwölf stiftungsberechtigten Zöglingen und den sechs Kontubernalen auch andere Knaben theils als Pensionäre, theils als Tageschüler aufzunehmen. Im ganzen wurde für 50 interne Zöglinge (18 Bixthümer und 32 Pensionäre) Raum geschaffen, dazu fanden dann noch etwa 200 externe Schüler Platz, deren verschiedenes kirchliches Bekenntnis, sofern es nur ein christliches war, kein Hindernis des Eintritts bildete, während für sämtliche interne Zöglinge die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche gefordert wurde.

Nachdem Seine Majestät der König Johann diesen dem Sinne des Stifters entsprechenden Plan genehmigt und darauf das Königliche Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts das neue Gymnasium als ein öffentliches, selbständiges und den übrigen Gymnasien des Landes gleichberechtigtes anerkannt und erklärt hatte, wurde dasselbe am 16. Oktober 1861 feierlich eröffnet.

Ich habe die Geschichte des Gymnasiums in aller Kürze hier mittheilen zu sollen geglaubt, weil ich gefunden habe, daß dieselbe nicht allein außerhalb, sondern auch innerhalb Sachsens, ja Dresdens selbst, größtenteils unbekannt ist oder doch war. So war oder ist vielfach noch die Meinung verbreitet, daß die Anstalt ein „Privat-institut“ sei, dem die volle Berechtigung der übrigen Gymnasien fehle, daß der Rektor die Lehrer anstelle und besolde und ihm die Schul- und Pensionsgelder zufließen, daß von den Schülern des Bixthumschen Gymnasiums viel weniger gefordert werde als von denen der anderen Gymnasien, daß die Anstalt eine Adelschule sei, auf der die bürgerlichen Schüler gegen die adeligen zurückgesetzt würden und dergleichen mehr. Ja selbst der Name des Bixthumschen Gymnasiums

war zum Teil noch so wenig bekannt, daß, als ich im Jahre 1870 zuerst nach Dresden kam und einen Droschkenkutscher aufforderte, mich dahin zu fahren, er mir nach einigem Besinnen fragend erwiderte: Nach dem Blochmannschen Institut? Und doch bestand das neu organisierte Bizthumsche Gymnasium damals schon neun Jahre! Der Hauptgrund für diesen in vielen Kreisen Dresdens, wie ich nachher erfuhr, verbreiteten Irrtum lag in dem Umstande, daß das neue Gymnasium in die Räume des Blochmannschen, später Bezzenbergerschen Instituts, die der Administrator durch Kauf erworben hatte, verlegt worden war. Was war also natürlicher, als daß das große Publikum das Bizthumsche Gymnasium lediglich als eine Fortsetzung der Blochmannschen Privatschule ansah? Und wenn auch solche und ähnliche irrige Anschauungen im Laufe der Jahre mehr und mehr schwanden, der eine große Übelstand blieb bestehen: das oder vielmehr die Gebäude — denn es gab deren zwei, die miteinander in Verbindung gebracht waren, — waren ursprünglich zu ganz anderen Zwecken als zu Schulzwecken erbaut, und soviel auch der Administrator gethan hatte — und er hatte alles gethan, was sich thun ließ —, um ein Schulhaus, noch dazu mit den für 50 Pensionäre erforderlichen Räumlichkeiten, daraus zu machen, so hatte das doch nur unvollkommen gelingen können. Und mochte die Unzulänglichkeit des Lokals anfangs, wo es mit nur 77 Schülern eröffnet wurde, weniger in die Augen fallen, so wurde sie doch bei der stetig anwachsenden Schülerzahl, die sich im Winter 1884—85 auf 252 belief, so offenbar, daß man zu hoffen anfang, ein Neubau werde ins Auge gefaßt werden. Ob damals in der That an maßgebender Stelle daran ernstlich gedacht worden ist, kann ich nicht sagen, jedenfalls aber wird die Notwendigkeit früher oder später dazu zwingen. Denn jetzt steht die Sache doch so, daß das „vornehmste“ Gymnasium, wie es oft genannt wird, dem im Jahre 1876 unter 240 Schülern 107 adelige (darunter 22 Grafen) und 9 Prinzen aus regierenden oder nicht regierenden Häusern angehörten, in einem für Schulzwecke ungenügenden Gebäude untergebracht ist: jedes Gymnasium Sachsens, ja jede Bürgerschule in den größeren Städten hat zweckmäßiger eingerichtete Räumlichkeiten als das Bizthumsche Gymnasium. Allerdings hat dieses vor den meisten anderen Gymnasien eins voraus, das ist der stattliche Garten, der sich unmittelbar an das Schulhaus anschließt, ein sehr geräumiger, luftiger, mit alten und jungen Bäumen besetzter Spielplatz. Hier ist Raum für alle Klassen, mögen sie nun gemeinschaftliche Spiele veranstalten, oder jede für sich ihre besonderen Spiele treiben wollen. Die externen Schüler suchen ihn in den größeren Pausen auf, die internen zu

allen Zeiten, für die nicht Arbeitsstunden angesetzt sind. Die hier befindlichen beiden Regelbahnen werden fleißig benutzt.

Die regelmäßige Bewegung in freier Luft erhält die Zöglinge frisch und gesund, die verschiedenartigsten Spiele machen sie gewandt und kräftig, im Turnen, für dessen Zwecke das Gymnasium eine eigene, im Garten befindliche Turnhalle besitzt, leisten sie ausgezeichnetes, wie ich es meiner Zeit an keiner Anstalt Hannovers gefunden habe. Überhaupt wird auf das Turnen in Sachsen mit Recht großes Gewicht gelegt: die vorzügliche Turnlehrerbildungsanstalt in Dresden, früher unter Leitung des Direktors Klopß, jetzt des Direktors Bier, hat von jeher vortreffliche Turnlehrer herangebildet.

Als einen Vorzug des Vitzthumischen Gymnasiums vor den meisten anderen Gymnasien muß ich noch den hervorheben, daß der großen Mehrzahl der ordentlichen Lehrer theils im Gymnasialgebäude selbst, theils in zwei unmittelbar daran stoßenden, der Stiftung gehörenden Häusern Dienstwohnungen überwiesen sind, eine Wohlthat, die in einer großen Stadt wie Dresden nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Das sächsische Unterrichtswesen von der Volksschule an bis zur Universität hat sich von jeher einer besonderen Pflege von seiten der Behörden, insbesondere des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts zu erfreuen gehabt. Es war, als ob man, was Sachsen im Laufe der Zeit an Umfang und politischer Bedeutung verloren hatte, durch eine tüchtige Bildung aller Kreise des Volks zu ersetzen bestrebt gewesen sei. Und dies Bestreben ist nicht erfolglos geblieben: Volks- und Bürgerschule, Gymnasium und Realschule stehen in hoher Blüte, die Universität zu Leipzig ist eine der ersten in ganz Deutschland. Auf sein Schulwesen hat Sachsen nicht minder als auf seine Finanzverwaltung gerechte Ursache stolz zu sein.

Im allgemeinen fand ich zwischen den sächsischen und den alt-hannoverschen wie den preußischen Gymnasien keinen wesentlichen Unterschied: der Unterrichtsplan war im ganzen und großen derselbe, die Leistungen in der Reifeprüfung nicht erheblich verschieden. Wer auf einem sächsischen Gymnasium die Prüfung bestanden hatte, hätte sie unzweifelhaft auch auf einem preußischen bestanden und ebenso umgekehrt. Allerdings wurde in Sachsen der alten Tradition zufolge auf die klassischen Sprachen noch höheres Gewicht gelegt als in anderen Ländern, selbst das Deutsche wurde und wird, wie ich schon früher bemerkt habe, ihnen mit Unrecht nicht gleichgestellt, aber im ganzen und großen waren doch die Forderungen und Leistungen in der Schlußprüfung die gleichen.

Das Bisthumische Gymnasium fand ich in vortrefflicher Verfassung und Ordnung: für mich galt es hier, das erkannte ich bald, vielmehr zu erhalten als neu zu schaffen. Doch ist es selbstverständlich, daß im Laufe meiner Amtsführung Veränderungen beziehentlich Verbesserungen eintraten, deren Notwendigkeit sich herausgestellt hatte. Denn die Gymnasien huldigen nicht dem bekannten Grundsatz „sint ut sunt aut non sint“, sondern sind, wie ihre Geschichte lehrt, im beständigen Fortschreiten begriffen: sie wissen, daß Stillstand schon Rückgang wäre. Ein Blick auf die Gesetze und Verordnungen z. B. Preußens und Sachsens aus den letzten Jahren, ein Vergleich der „Lehrpläne für die höheren Schulen nebst der darauf bezüglichen Circularverfügung des Königlich Preussischen Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom 31. März 1882“ mit den früheren Bestimmungen, desgleichen des Königlich Sächsischen „Gesetzes über die Gymnasien vom Jahre 1876 nebst Ausführungsverordnung vom Jahre 1877 und Verordnung vom Jahre 1882“ mit den Regulativen vom Jahre 1870 lassen den stetigen Fortschritt auf diesem Gebiete erkennen. Aber jeder Schritt wird erst nach reichlicher Überlegung und mit größter Vorsicht gethan: die obersten Schulbehörden wissen am besten, daß jede Überstürzung gerade auf dem Felde des Unterrichts und der Erziehung von den unseligsten Folgen für die ganze Nation begleitet sein würde. Hat es doch die Schule mit einem zu edlen Material zu thun, als daß willkürlich an demselben herumoperiert werden dürfte. Und doch muten uns das die Gegner des Gymnasiums zu, die nicht bloß, wie sie sagen, reformieren, sondern umstürzen wollen; denn darauf läuft im Grunde ihre Agitation hinaus. Dabei stellen sie die Sache so dar, als ob die Gymnasien seit 300 Jahren eigentlich auf demselben Standpunkte stehen geblieben seien: „die Welt hat in allen Dingen Fortschritte gemacht, nur die Gymnasien nicht, darum fort mit ihnen, sie haben sich überlebt“. Ob diese grundsätzlichen Gegner des Gymnasiums die Fortschritte, die dasselbe im Laufe der Jahrhunderte und besonders in unserer Zeit gemacht hat, wirklich nicht kennen oder nicht kennen wollen, will ich nicht entscheiden.

Auch diejenigen, die für die sogenannte Einheitschule oder für die Gabelung (Bifurkation) von Sekunda aufwärts schwärmen, sind, wenn auch unbewußt, Gegner des Gymnasiums, die ersteren zugleich Gegner des Realgymnasiums, denn beiderlei Anstalten kommen nach ihrer Theorie nicht zu ihrem Rechte, dazu würden sie in der That eine solche Überbürdung herbeiführen, daß sie nach kurzer Zeit dem allgemeinen Unwillen erliegen müßten. Die Gabelungstheorie ist

ebenfalls
darin
nastur
zahl
rige
erler
wille
verst
hume
bestel
diese

mit
nis
des
dies
Schu
geson
trete
absch
oder
richt
geich

gefle
Gym
keine
blieb
und

fort
Zeit

Vor
mini
volle
allen
Ken
Wer
Birg
„Ab
Unte

ebensowenig praktisch durchführbar, schon aus dem Grunde nicht, weil darnach das Griechische, mit dem meiner Überzeugung nach das Gymnasium steht und fällt,*) so weit zurückgeschoben wird, daß die Mehrzahl der Schüler in den Anfängen stecken bleiben würde. Die schwierige griechische Formenlehre muß naturgemäß in jüngeren Jahren erlernt werden, für die späteren wird sie zu einer Bürde, die Widerwillen erregt. Darum haben denn auch beide Theorien bei Sachverständigen nur wenig Anklang gefunden, und hoffentlich wird das humanistische und realistische Gymnasium wie bisher nebeneinander bestehen bleiben und das alte „schieblich — friedlich“ sich auch in diesem Falle bewähren.

Daß die Errichtung von höheren (lateinlosen) Bürgerschulen mit der Berechtigung zum einjährigen Dienst ein dringendes Bedürfnis ist, ist jetzt wohl allgemein anerkannt; auch die Circularverfügung des Königlich Preussischen Unterrichtsministers vom Jahre 1882 hat dies unumwunden ausgesprochen. Ein sechsjähriger Besuch dieser Schule, in der auch für das Französische und Englische ausreichend gesorgt ist, vom 9.—16. Jahre wird den ins bürgerliche Leben übertretenden Zöglingen einen sichern, wenn auch beschränkten Bildungsabschluß geben, den sie durch den sechsjährigen Besuch des humanistischen oder realistischen Gymnasiums niemals erreichen können, da der Unterrichtsplan dieser Anstalten auf Absolvierung des ganzen Kursus zugeschnitten ist.

Die zahlreiche Klasse der Halbgebildeten, über die mit Recht geklagt wird, besteht hauptsächlich aus solchen, die den Kursus der Gymnasien nur zum Teil durchgemacht haben: ihr Wissen, das zu keinem Abschluß gelangt und deshalb ein durchaus lückenhaftes geblieben ist, führt nichtsdestoweniger häufig zu düffelhafter Überhebung und Anmaßung.

Ich habe schon weiter oben bemerkt, daß das Gymnasium stetig fortgeschritten und bestrebt gewesen ist, berechtigten Forderungen der Zeit und des Lebens nachzukommen. Beweis dafür ist, daß der

*) Das war auch die Meinung Friedrichs des Großen trotz aller seiner Vorliebe für das Französische. In dem berühmten Erlasse an den Staatsminister Freiherrn von Zedlitz vom 5. September 1779, der auch heute noch volle Beachtung verdient, sagt der König: „Die guten Auctores müssen vor allen übersezt werden ins Deutsche, als im Griechischen und Lateinischen Xenophon, Demosthenes, Sallust, Tacitus, Livius und von Cicero alle seine Werke und Schriften, die sind alle sehr gut, desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur in Prosa ist.“ Und weiter gegen Ende des Erlasses: „Aber vom Griechischen und Lateinischen gehe ich durchaus nicht ab bei dem Unterrichte in den Schulen.“

Mathematik und den Naturwissenschaften jetzt eine so hohe Bedeutung beigelegt wird, daß ein Mehr für diese Fächer nicht verlangt werden kann und von verständigen Fachlehrern auch gar nicht verlangt wird. Ebenso wird im Französischen, das nach dem neuen Lehrplane schon in Quinta mit vier Stunden begonnen und in Quarta mit vier bis fünf Stunden fortgeführt wird, jetzt so viel geleistet, daß die Humanisten bei ihrer besseren sprachlichen Schulung beim Abgange von der Schule hinter den Realisten nicht zurückstehen.

Gern möchte ich auch das Englische als obligatorisches Lehrfach für die obersten Klassen des Gymnasiums eingeführt sehen. Diese Sprache ist von allen Kultursprachen die am weitesten verbreitete, ihre Litteratur so reich, daß die französische sich mit ihr gar nicht vergleichen läßt. Dazu bietet sie für uns Deutsche, von der Aussprache abgesehen, so geringe Schwierigkeiten, daß sie in zwei wöchentlichen Stunden von Obersekunda, ja von Unterprima an bis zum Verständnis eines jeden Buches erlernt werden kann. Wenn man dagegen einwendet, daß es an Zeit dazu fehle, so weise ich darauf hin, daß das Englische im alten Hannover und auch in der jetzigen Provinz Hannover, sowie im Herzogtum Braunschweig, stets obligatorisches Lehrfach für die obersten Klassen gewesen ist und noch ist, und was hier möglich ist, sollte das nicht an allen Gymnasien möglich sein? Von Ostpreußen wie von Sachsen, an deren Gymnasien es entweder gar nicht oder nur fakultativ betrieben wird, habe ich ihre Unbekanntschaft mit dieser Sprache als einen schmerzlich empfundenen Mangel oft beklagen hören.

Auch das Zeichnen, das in Preußen für die drei unteren, in Sachsen und vielen anderen deutschen Staaten nur für die zwei unteren Klassen mit je zwei Stunden obligatorisch, für alle übrigen fakultativ ist, muß für alle Klassen bis Oberprima einschließlich obligatorischer Lehrgegenstand werden. Hierauf lege ich noch mehr Gewicht als auf das Englische, das für die obersten Klassen überall eingeführt zu sehen allerdings mein Wunsch wäre. Nicht nur die Techniker und Mediziner — und beide ohne Ausnahme —, sondern auch Juristen, Verwaltungsbeamte, Richter wie Anwälte und auch Angehörige der anderen Fakultäten haben diese Forderung nachdrücklichst erhoben. Wie sehr Techniker und Mediziner des Zeichnens bedürfen, ist an sich klar, und von allen Ausstellungen, die Herr von Esmarck an unsern Gymnasien gemacht hat, dürfte dies die einzige sein, die begründet ist. Aber auch Rechtsgelehrte und Verwaltungsbeamte habe ich wiederholt darüber klagen hören, daß es ihnen schwer, ja unmöglich sei, sich in Terrainskizzen, Lagepläne,

Vauriffe u. s. w. zu finden, weil ihnen die nötige, durch Zeichnen allein zu gewinnende Anschauung fehle. In solchen Fällen seien sie oft gezwungen, sich an Techniker um Auskunft zu wenden. Diesem Mangel wird durch Weiterführung dieses Unterrichts bis nach Oberprima abgeholfen werden. Natürlich ist es das sogenannte geometrische Zeichnen, das ich befürworte. Eine Stunde von Tertia beziehentlich Quarta aufwärts wird, unter Beibehaltung der für die unteren Klassen festgesetzten zwei bis drei Stunden, genügen, um das Anschauungsvermögen der Schüler zu kräftigen und ihnen zu der jetzt so sehr vermischten und doch so dringend nötigen Gewandtheit in graphischer Darstellung zu verhelfen.

Mute ich durch Einführung des Zeichnens für alle, eventuell des Englischen für die obersten Klassen den Schülern mehr Arbeit zu, so nehme ich ihnen durch die Vorschläge, die ich jetzt machen will, ungleich mehr Arbeit ab, als ihnen von mir zugewiesen wird. Diese gehen dahin, daß für die oberen Klassen das griechische Skriptum (Exercitium) und der lateinische Aufsatz beseitigt wird.

Zwar weiß ich, daß beide Vorschläge auf vielfachen Widerspruch bei meinen philologischen Amtsgenossen stoßen werden, doch darf mich das nicht abhalten, meine auf langjährige eigene Erfahrung gestützte und auch von vielen Kollegen geteilte Ansicht offen auszusprechen.

Das Lateinische hat seine Bedeutung als Sprache des Weltverkehrs längst verloren; jedes Kulturvolk bedient sich seiner eigenen Sprache und überläßt es Fremden, die in seiner Sprache geschriebenen Bücher entweder im Original zu lesen oder durch Übersetzungen kennen zu lernen. Auch als Sprache der Diplomaten hat es seit Ludwig XIV. zu dienen aufgehört, das Französische, soweit es noch für nötig gehalten wird, ist an seine Stelle getreten.

Auch auf den Universitäten ist es mehr und mehr zurückgetreten, Vorlesungen in lateinischer Sprache werden wohl nirgend mehr gehalten. Fast alle Abhandlungen, außer etwa den philologischen, werden bei uns in deutscher Sprache abgefaßt. Damit ist denn der äußere Grund weggefallen, der früher den lateinischen Aufsatz rechtfertigte. Aber vielleicht wären innere Gründe vorhanden, die für die Beibehaltung desselben sprächen? Ich glaube kaum. Denn was den Inhalt der Aufsätze anbetrifft, so kommt es darauf in der Praxis, das wissen wir alle, am wenigsten an: man ist zufrieden, wenn nur die Form derselben erträglich ist. Man wählt mit Recht gewöhnlich altgeschichtliche Themata aus, die sich an den meisten Schulen wiederholen, oder läßt die Schüler Auszüge aus lateinischen oder griechischen

Schriftstellern machen, um ihnen die Arbeit zu erleichtern: eigene Gedanken sucht man in den deutschen, nicht in den lateinischen Aufsätzen. Und was erreicht man endlich in formeller Hinsicht? In der That so wenig, daß, wenn man aufrichtig sein will, man bekennen muß: der Erfolg steht in völligem Mißverhältnis zu der aufgewandten Mühe, die für die Mehrzahl zu einer Qual wird. Daß es Ausnahmen giebt, weiß ich, aber es bleiben eben Ausnahmen; die meisten Aufsätze sind inhaltlich dürftig und formell überaus schwach. Das lateinische Rolorit liegt zumeist nur in den von Seyffert und dessen Nachfolgern entlehnten Formeln. So werden die Schüler gewissermaßen zur Phrase gedrängt, und das ist doch ein großer Schade.

Die allgemeine Erfahrung von der durchschnittlichen Mittelmäßigkeit oder vielmehr Untermittelmäßigkeit des lateinischen Aufsatzes führte im alten Hannover die Abschaffung desselben herbei. Vom Jahre 1849 bis 1861 wurde statt desselben nur eine Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische gefordert. Dagegen enthält die Bekanntmachung des königl. Oberschulkollegiums vom 31. Juli 1861 die Reifeprüfungen betreffend über die lateinische Arbeit folgende Bestimmung: „Zu dieser hat der Lehrer das Thema in lateinischer Sprache und eine genaue Disposition in deutscher Sprache zu diktieren und sodann den Stoff in deutscher Sprache mündlich in solcher Weise auszuführen, daß die Schüler die Hauptsachen schriftlich aufzeichnen können. Es bleibt denselben sodann überlassen, die lateinische Arbeit entweder mehr einer Übersetzung anzunähern oder in freierer Gedankenbewegung auszuführen. Um die Schwierigkeit des ersten Angriffs der Arbeit zu erleichtern, empfiehlt es sich, dem Anfange der Mitteilungen eine solche Fassung zu geben, daß eine wörtliche Übersetzung nicht unangemessen ist“.

Also eine Zwitterbildung von Aufsatz und Übersetzung. Mir ist diese Bestimmung, welche die Hauptarbeit dem Lehrer zuwies, stets als ein Verzweiflungsakt erschienen, durch den man den Aufsatz wenigstens dem Namen nach wieder einführen wollte, während man ihn doch in der That aufgab. Denn mehr oder weniger wurde hienach der Aufsatz zu einer Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische, nur daß der Schüler an die einzelnen Ausdrücke und Wendungen, die ihm etwa Schwierigkeit machten, nicht gebunden war, sondern sie einfach weglassen oder mit anderen ihm bequemeren vertauschen konnte.

Nach der althannoverschen Zeit hat man diese Art des „freien Aufsatzes“, wie mir scheint, mit Recht wieder fallen lassen, ob es aber darnach besser geworden, ist mir sehr zweifelhaft.

Es wird meiner Überzeugung nach nichts übrig bleiben als ihn gänzlich fallen zu lassen, wie das in Württemberg längst geschehen ist, ohne daß das Gymnasium dadurch gelitten hätte. Statt der Aufsätze läßt man die Abiturienten dort Skripta oder Exercitia schreiben, und darin zeigen die Leistungen derselben einen so hohen Grad von Tüchtigkeit, daß sie von den unsrigen kaum erreicht, geschweige denn übertroffen werden. Diese Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische haben vor den Aufsätzen noch den großen Vorzug, daß die Schwierigkeiten nicht umgangen werden können, hier heißt es: hic Rhodus, hic salta! Verschiedene Staaten fordern dieses Skriptum oder Extemporale noch neben dem Aufsätze, es genügt aber vollständig ohne denselben.

Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische sind für die Klassen von Tertia an bis einschließlich Obersekunda zur Befestigung in der Formenlehre und zur Eingewöhnung in die Hauptlehren der Syntax notwendig, können aber für die beiden Primen um so eher entbehrt werden, als hier eine umfangreichere Lektüre und die gelegentlich daran geknüpften Bemerkungen des Lehrers vollkommen genügen, um die erworbenen Kenntnisse zu erhalten und zu vertiefen. Und etwas weiteres bedarf es nicht. Denn es gilt doch nicht, was wir Lehrer freilich oftmals vergessen haben, indem wir auf die subtilsten Feinheiten der Syntax eingingen, Philologen zu bilden, sondern unseren Schülern durch Einführung in die Schriften des idealsten aller Völker eine ideale Richtung zu geben, die für das praktische und oft nüchterne Leben vorhält. Dazu ist die Kenntnis der Formenlehre, in der auch jetzt noch viel unnützer Ballast mitgeschleppt wird, und der Hauptlehren der Syntax nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Hauptsache aber ist, daß eine viel umfangreichere Lektüre stattfindet, als sie bisher stattgefunden hat. Diese Erkenntnis ist glücklicherweise in neuerer Zeit mehr und mehr durchgedrungen, und es ist besser geworden, als es vor 20—30 Jahren war, aber es muß damit noch besser werden. Erst dann, wenn unsere Schüler in den alten Klassikern wieder heimisch geworden sind, wird auch die Liebe zu ihnen wieder zunehmen und sich auch über die Schulzeit hinaus erhalten, wie das bei unseren Vorfahren der Fall war und jetzt leider aufgehört hat.

In Preußen wie in den meisten anderen Staaten hat man in der Reifeprüfung eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische mit Recht, wie ich glaube, fallen lassen, um so weniger liegt ein Grund vor, diese Übung bis in die obersten Klassen fortzuführen.

Ich kehre zum Bixthumschen Gymnasium zurück.

Was zunächst die Wirksamkeit an ihm angenehm machte, war der feine Ton unter seinen Schülern, wie ich ihn ähnlich nur in Celle und Lüneburg gefunden hatte. Es war das nicht zu verwundern, da dieselben den besten adligen wie bürgerlichen Familien entstammten. Es ist das zwar nicht die Hauptsache, und der Wahrheit gemäß will ich gleich hier bemerken, daß in Fleiß und Leistungen unsere Schüler denen anderer Anstalten keinesweges überlegen waren, aber es ist doch für einen Lehrer sehr angenehm, mit äußerlich feinen und gesitteten Schülern zu verkehren. Die Disciplin innerhalb wie außerhalb der Unterrichtsstunden wurde dadurch wesentlich erleichtert, andererseits aber auch durch den Umstand erschwert, daß die meisten derselben wohlhabenden, ja reichen Familien angehörten, und daß manche der Ansicht waren, sie könnten auch ohne Anstrengung und Fleiß das ihnen gesteckte Ziel erreichen. In der That waren dies aber die Ausnahmen.

Am wenigsten Schwierigkeiten hatten wir mit den unserer Leitung anvertrauten Prinzen: sie gehörten zu den gehorsamsten, bescheidensten und dankbarsten Schülern, deren Anhänglichkeit mit der Schulzeit nicht erloschen ist. Ich habe davon die unzweideutigsten Beweise, die mich oft gerührt haben. Überhaupt will ich hier aus langer Erfahrung heraus bezeugen, daß die oft gehörte Klage über die abnehmende Pietät der Schüler unserer Tage im Vergleich mit der der früheren Zeit eine durchaus unbegründete ist: wo die Schüler finden, daß der Lehrer ein Herz für sie hat, da bringen sie ihm bei all seiner Strenge dieselbe Liebe und Dankbarkeit entgegen wie in der sogenannten guten alten Zeit, von der so viel geredet wird, und die doch niemand gekannt hat. Sie ist eben nichts anderes als ein Mythos, der von einem Geschlecht auf das andere zurückgeschoben wird. Freilich, herzlose und gar partiische Lehrer können auf die Pietät ihrer Schüler jetzt ebensowenig Anspruch machen als in früherer Zeit, und gerade von solchen wird die Klage über zunehmende Impietät am lautesten erhoben.

Behandelt wurden die Prinzen in der Schule genau so, wie die übrigen Schüler, gelobt oder getadelt und bestraft wie diese, auch mit „Du“ angeredet wie alle anderen, bis sie sich das „Sie“ durch ihre Versetzung nach Untersekunda verdient hatten. Es war dies eine durch mich eingeführte Neuerung, denn vor meinem Rektorat hatte man Prinzen in allen Klassen mit „Sie“ angeredet. Diese Auszeichnung vor allen ihren Mitschülern gab ihnen schon in den untersten Klassen eine Ausnahmestellung, die den Segen des Besuchs einer öffentlichen Schule zum Teil illusorisch machen mußte. Denn dieser

besteht doch im wesentlichen darin, daß sie sich hier als Gleiche unter Gleichen fühlen unbekümmert um Rang und Stand, daß sie mit ihren bürgerlichen oder adeligen Mitschülern wetteifernd lernen und spielen, daß sie hier auf sich selbst gestellt und keiner peinlichen Aufsicht unterworfen zur Selbständigkeit erzogen werden, zu der gerade Prinzen so schwer gelangen, daß sie endlich nicht verhätschelt durch Schmeichelei und Liebedienerei sich hier eine Menschenkenntnis zu erwerben imstande sind, zu der ihnen in ihrem späteren Leben eine so unmittelbare Gelegenheit selten wieder geboten wird. Von ihren Mitschülern wurden sie mit „Prinz“ und ihrem Vornamen, also z. B. „Prinz Wilhelm“, „Prinz Ernst“ angeredet; gegenseitig nannten sie sich „Du“ in den Klassen, in denen auch sonst die Schüler sich „Du“ zu nennen pflegten, und behielten es auch bei bis zum Abgange zur Universität.

Übrigens hatte ich die Neuerung, von der ich eben gesprochen habe, nicht auf eigene Hand eingeführt, sondern mich vorher der Zustimmung der fürstlichen Eltern vergewissert, was um so nötiger war, als bekanntlich Prinzen schon als Wiegenkinder mit „Sie“ angeredet werden. Sie erkannten aber meine pädagogischen Gründe als vollberechtigt an und erteilten ihre Genehmigung, zuerst der edle und erlauchte Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, dessen Söhne sämtlich das Bixthumsche Gymnasium besucht haben oder noch besuchen, und dessen ältester Sohn, der jetzt regierende Großherzog Friedrich Franz III., unter allen Fürstensöhnen zuerst die Reifeprüfung (Maturitätsexamen) an einem Gymnasium bestanden hat. Ich bin überzeugt, daß alle Prinzen, sowohl während als auch nach ihrer Schulzeit, mit dieser Einrichtung zufrieden gewesen und geblieben sind: sie wissen am besten, daß sie dabei nichts verloren, aber viel gewonnen haben.

Hier will ich einer irrtümlichen Meinung begegnen, die mir oft entgegengetreten ist, als ob die Fürsten, zufrieden, ihren Söhnen Informatoren oder militärische Begleiter beigegeben zu haben, diesen und den Lehrern getrost das weitere überließe, ohne sich um die Fortschritte der Prinzen im einzelnen zu kümmern. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Nicht nur, daß sie auf die halbjährigen Schulzeugnisse das größte Gewicht legten, ließen sie sich auch über die regelmäßigen Arbeiten regelmäßig Bericht erstatten und waren über die guten oder schlechten Censuren derselben nicht weniger erfreut oder betrübt als die Eltern der übrigen Schüler, ja manche derselben ließen sich die Arbeiten selbst kommen, um sich so ein selbständiges Urteil zu bilden. Mitunter wurde dies auch schriftlich in Schreiben an die Informatoren niedergelegt und ist gelegentlich zu meiner

Kenntnis gekommen. In einem Falle — es betraf den deutschen Aufsatz eines Prinzen, der die Prima besuchte — war die Beurteilung des fürstlichen Vaters über Disposition und Inhalt, Ausdruck und Stil eine so strenge, eingehende und treffende, daß ich unwillkürlich auf den Gedanken kommen mußte, daß, wenn der hohe Herr nicht zur Regierung eines Landes berufen gewesen wäre, er als Lehrer des Deutschen jedem Gymnasium zur Zierde gereicht haben würde.

Besonders erfreulich war am Bixthumschen Gymnasium das Verhältnis der Kollegen zu und unter einander, wie ich es in keinem anderen Kollegium je gefunden habe. Von Parteilung war keine Rede, das ganze Kollegium bildete, wenn ich so sagen darf, eine Partei. Und was das merkwürdigste war, auch die allmählich neu hinzutretenden, oft sehr verschiedenartig angelegten Elemente gingen unmerklich in den hier herrschenden Geist ein, zu dessen Kennzeichnung ich mir erlauben will, die Worte zu wiederholen, die ich in meiner im Programm des Bixthumschen Gymnasiums vom Jahre 1886 abgedruckten Abschiedsrede sprach; sie lauteten also:

„Meine Herren! Wir haben lange Jahre zusammen in Frieden und Eintracht gelebt, wie selten ein anderes Kollegium, so daß, worauf mein Freund Fleckeisen schon hindeutete, einer meiner Rektorenkollegen mir einst sagen konnte: ‚Ja, in Ihrem Kollegium herrschen wahrhaft ideale Zustände!‘ Nun, meine Herren, ideale Zustände giebt's in der Welt nicht und kann's nicht geben um der Sünde willen, und hat's darum auch bei uns nicht gegeben; wenn man aber gewissenhaftes, ernstes und einmütiges Streben, neidlose Anerkennung der Vorzüge und Verdienste anderer, Duldsamkeit gegen abweichende Anschauungen und Ansichten, friedliches Zusammenwirken im amtlichen und freundschaftliches Zusammenleben im außeramtlichen Verkehr mit diesem Namen bezeichnen will, so kann man ihn mit Recht für die Zustände unseres Kollegiums in Anspruch nehmen“.

Und diese Einmütigkeit des Kollegiums war nicht etwa eine äußerliche, mechanische, sondern sie kam von innen heraus und beruhte auf der allen gemeinsamen Hingabe an unsern Beruf. Darin waren alle einig, und diese Einigkeit in der Auffassung unserer Lebensaufgabe wirkte mit Notwendigkeit zurück auf den ganzen amtlichen wie außeramtlichen Verkehr und war das versöhnende Band bei allen Gegensätzen, an denen es unter so selbständigen Charakteren, wie sie das Bixthumsche Gymnasium hatte, nicht fehlte. Es gab unter uns strengkirchliche und kirchlich freisinnige Männer, politisch gehörten einige der konservativen, andere der nationalliberalen, andere der entschieden freisinnigen Partei an, aber alle diese Gegensätze lösten sich

auf in der allen gemeinsamen Liebe zum Gymnasium und führten bei mannigfachen sachlichen Meinungsverschiedenheiten nie zu persönlicher Verstimmung.

Eine ungewöhnlich große Anzahl der Kollegen war auch schriftstellerisch auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zum Teil hervorragend thätig — Fleckstein, Pfuhl, Mayhoff, Polle, Dunger, Diestel, Klein, Buddensieg, Jancovius, Müller, Scheffler —, ohne daß ihr eigentliches Amt darunter gelitten hätte. Dazu bedurfte es aber des angestrengtesten, echt sächsischen Fleißes. So darf ich mich wohl ausdrücken, denn nirgendwo sonst habe ich einen solchen Fleiß gefunden wie in Sachsen und zwar in allen Kreisen der Bevölkerung: er ist geradezu eine Charaktereigenschaft des ganzen Volks.

Im allgemeinen aber wurde in Sachsen auf schriftstellerische Thätigkeit namentlich auch bei den Lehrern ein größeres Gewicht gelegt als im Norden unseres Vaterlandes, wo sie doch immer zu den Ausnahmen gehört.

Wie die Bisthumischen Kollegen untereinander in beneidenswerter Eintracht lebten, so standen sie auch mit den Kollegen der drei anderen Gymnasien — des Gymnasiums zum Heiligen Kreuz, des Königlichen in Dresden-Neustadt und des Wettiner Gymnasiums, des jüngsten von allen, — im besten Einvernehmen. Wohl herrschte ein rühmlicher Wettstreit unter ihnen, aber von Neid oder Eifersucht, die unter Schulen derselben Kategorie in einer Stadt sich leider so oft findet, war in Dresden keine Rede. Zu dieser seltenen Harmonie trugen nicht am wenigsten bei die regelmäßig alle Vierteljahre wiederkehrenden zwanglosen Abendversammlungen sämtlicher Dresdner Kollegen, deren ich mich mit Vergnügen erinnere. Hier lernten die Kollegen einander näher kennen, und diese nähere Bekanntschaft war geeignet, manche Vorurteile zu zerstreuen, die sich hier und da ohne Grund gebildet haben mochten.

Wer den glücklichen Gedanken zu dieser Vereinigung der Dresdner Gymnasiallehrer zuerst gefaßt hat, kann ich nicht mit Gewißheit sagen, meiner Erinnerung nach aber war es der Rektor des Königlichen Gymnasiums Geh. Schulrat Ilberg, der von allen, die ihn kannten, unvergessen, nun schon manches Jahr im Grabe ruht. Vorträge wurden hier nicht gehalten, die Zusammenkünfte hatten und bewahrten lediglich einen geselligen Charakter, aber den Mittelpunkt unserer Gespräche bildete doch natürlich die Schule, und aus den hier ausgetauschten Erfahrungen, Ansichten, Vorschlägen haben wir stets mannigfache Anregung und Belehrung empfangen.

Mit dem ältesten meiner Rektorenkollegen Gultsch von dem Kreuz-

gymnasium bin ich seit langen Jahren durch aufrichtige Freundschaft verbunden, aber auch mit den später in Dresden eingetretenen Rektoren Ilberg, Wohlrab und Melzer habe ich beständig im freundlichsten kollegialischen Verhältnis gestanden, an das ich mit großer Befriedigung zurückdenke.

Wie die Kollegen der Dresdner Gymnasien durch vierteljährliche Zusammenkünfte, so traten die Kollegen sämtlicher sächsischer Gymnasien durch regelmäßige, gewöhnlich im Juni abgehaltene Jahresversammlungen einander näher. Den Anfang dazu hatten die benachbarten Gymnasien von Meißen und Freiberg im Verein mit dem Witzthumischen schon in den sechziger Jahren gemacht, daraus entwickelten sich in den siebziger Jahren die allgemeinen Versammlungen, denen gelegentlich auch der Minister des Kultus und öffentlichen Unterrichts beiwohnte und sich an der Debatte beteiligte. In ihnen wurden Vorträge über wichtige Fragen des Unterrichts und der Erziehung gehalten und besprochen, die Hauptsache aber war, daß die Kollegen sich einander persönlich näher kennen lernten, und daß so das Gefühl der allen gemeinsamen Interessen geweckt oder gekräftigt wurde. Die langersehnte und endlich errungene Einigung des großen Vaterlandes übte ihre segensreiche Einwirkung auch auf kleinere Kreise, die sich nun aus ihrer Vereinzelung herausrissen und zu einem Ganzen zusammenschlossen.

Auf diese Weise vereinigte sich in Dresden vieles, wodurch sich mein Leben angenehm und erfreulich gestaltete. Ich will dabei von der Stadt selbst mit ihren Kunstschätzen und Prachtbauten gar nicht reden, auch nicht von ihrer herrlichen Lage an einem großen Strome und der überaus lieblichen Umgebung — das alles kennt jeder, der einmal eine größere oder kleinere Reise gemacht hat, denn Dresden ist doch vorzugsweise die Stadt Deutschlands, welche die Fremden anlockt und nicht selten für ihre ganze Lebenszeit fesselt. Namentlich haben sich hier für Jahre oder auch dauernd Russen, Amerikaner und Engländer meist in den schönsten Vierteln der Altstadt, die man darum auch mit besonderen Namen als amerikanisches, englisches u. s. w. Viertel zu bezeichnen pflegt, niedergelassen und so der Stadt ein internationales Gepräge gegeben; redet man doch oft von Elbflorenz als der großen Fremdenstadt. Auf eine nähere Beschreibung derselben will ich hier nicht eingehen; wer sie kennt, bedarf derselben nicht, und wer sie nicht kennen sollte, dem würde auch eine Beschreibung nichts nützen.

Daß in einer solchen Stadt künstlerische Interessen lebendiger sind als anderswo, ist natürlich und leicht erklärlich, selbst das größere Publikum ist hier dafür empfänglicher. Die Regierung sorgt ihrer-

seits
förder
ohne
„Bitte
danke
wurd
und
Zeit
Schei
Chre

bezu
versch
habe
Leiter
weil
Gymn
Wert

schen
dem
danke
Gymn
den
als

nicht
war
einer
gesag
das,
trage
der
solche

fast
mein
beme
ich
ich
weiß

seits dafür in ausgiebiger Weise, Privatleute und zahlreiche Vereine fördern sie um die Wette. Unter den letzteren nahm und nimmt ohne Zweifel auch heute noch einen hervorragenden Platz ein der „Litterarische Verein“, dem ich viel Anregung und Unterhaltung verdanke. Aus den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft wurden wöchentlich einmal längere oder kürzere Vorträge gehalten und eingehend besprochen, und auch ich habe mich, so viel es meine Zeit erlaubte, gern daran beteiligt. Daß der Verein mich bei meinem Scheiden zu seinem Ehrenmitgliede ernannte, habe ich stets als hohe Ehre geschätzt.

Auch sonst sind mir im Laufe der Jahre mancherlei Ehrenbezeugungen zu teil geworden, darunter vier hohe Orden von vier verschiedenen Landesherren. Wohl sagte ich mir, nicht ich persönlich habe sie verdient, sondern ich wußte wohl, daß sie mir als dem Leiter des Gymnasiums verliehen seien, aber gerade aus dem Grunde, weil ich sie als Zeichen der Zufriedenheit mit den Leistungen unseres Gymnasiums betrachten durfte, sind sie mir von ganz besonderem Werte gewesen.

Aus der vorangehenden Schilderung der Zustände am Wixthum'schen Gymnasium wird, denke ich, erhellen, daß meine Stellung an demselben nach den meisten Seiten hin eine überaus angenehme und dankbare war, doch lag es an der eigenartigen Organisation des Gymnasiums, daß meiner Amtsthätigkeit gelegentlich Hindernisse in den Weg traten, die ich in meiner früheren selbständigeren Stellung als Direktor nicht gekannt hatte.

Auch in meinem sonst so glücklichen Familienleben hat es mir nicht an schmerzlichen Heimsuchungen gefehlt; die schwerste von allen war der Tod meiner Frau nach 34jähriger Ehe. Ich habe schon an einer anderen Stelle davon gesprochen und will dem, was ich dort gesagt habe, kein Wort hinzufügen. Liegt es doch in meiner Natur, das, was mir Gott zu tragen auferlegt hat, lieber in der Stille zu tragen, als mich gegen andere darüber auszusprechen. Der Schlag, der mich und die Meinigen traf, war ein betäubender, und wenn eine solche Wunde auch mit der Zeit vernarbt, geheilt wird sie nie.

Ich stand damals im 67. Lebensjahre und hatte der Schule fast 46 Jahre gedient. Allmählich spürte ich doch eine Abnahme meiner Kräfte, wenn dieselbe auch von anderen vielleicht nicht so sehr bemerkt wurde, wie von mir selbst. Unter diesen Umständen entschloß ich mich nach reiflicher Überlegung und Prüfung zum Rücktritt. Ob ich an einem freien Gymnasium noch einige Jahre geblieben wäre, weiß ich nicht, jedenfalls glaubte ich die ungleich schwierigere und

verantwortlichere Leitung einer mit einem Internat verbundenen Anstalt nicht länger beibehalten zu sollen. Hierher gehörte, das fühlte ich, eine jüngere und kräftigere Kraft. So reichte ich denn nach mehr als funfzehnjähriger Thätigkeit am Bixthumschen Gynnasium mein Entlassungsgesuch ein, das unter ehrender Anerkennung meiner Amtsführung von seiten des Administrators und des Königlichen Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts meinem Wunsche gemäß zum 1. Oktober 1885 genehmigt wurde.

Da ich von meinem Entschlusse keinem der Kollegen vorher Mitteilung gemacht hatte, so war die Nachricht von der Einreichung meines Gesuchs für alle eine Überraschung, die einigen derselben selbst Thränen entlockte. Es war eine wehmütige Freude, zu sehen, daß die baldige Trennung für sie nicht minder schmerzlich war als für mich. Den Versuchen aber, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen, konnte ich in richtiger Selbstschätzung nicht nachgeben. Wohl hatte ich zum öftern gehört, daß man eigentlich nie zu rechter Zeit zurückträte, sondern entweder zu früh oder zu spät; keinesfalls, das war immer mein Grundsatz gewesen, sollte das letztere von mir gesagt werden, da ich in meinem Schulleben der traurigen Beispiele des „zu spät“ genug erfahren hatte.

Am 25. September 1885 wurde ich in einem feierlichen Schulaktus durch denselben Administrator, der mich eingeführt hatte, entlassen. Es war eine schwere Stunde, deren Erinnerung mich auch heute noch im Innersten bewegt.

Wenige Tage darauf verließ ich Dresden, um es mit Braunschweig zu vertauschen. Auch dieser Abschied war nicht leicht: ich hatte die schöne Stadt lieb gewonnen und im Laufe der Jahre viele Freundschaftsbande geknüpft, die jetzt äußerlich gelöst werden mußten; dazu, was mir das schwerste wurde, mußte ich mich von meinem Sohne trennen, der sich dort eine Häuslichkeit gegründet hatte, und von meinen lieben heranwachsenden Enkeln. Entscheidend für mich war die Rücksicht auf meine mutterlosen Töchter, die in den in Braunschweig wohnenden Geschwistern meiner verstorbenen Frau einigen Ersatz für ihren schweren Verlust zu finden hofften und auch gefunden haben. Es kam hinzu, daß im Braunschweigschen und in dem benachbarten Hannoverschen viele nahe Verwandte lebten, die wir fortan leicht erreichen konnten. Endlich — Braunschweig war die Heimat meiner Frau und Hannover die meinige, und je älter wir werden, um so größer unsere Sehnsucht nach den Stätten unserer Jugend.

Ich habe diesen Wechsel nicht zu bereuen gehabt und mich in

der i
stad
nicht
Braun
uns
Fein
Ruh
Ruh
Aug
und
feine

der interessantesten, seit Jahren mächtig wiederaufblühenden alten Hansestadt rasch eingelebt, wenn ich auch meine Beziehungen zu Sachsen nicht gelöst, sondern meine sächsische Staatsangehörigkeit auch in Braunschweig beibehalten habe. Von den verschiedensten Seiten ist uns hier ein freundlicher Empfang geworden, und der schlimmste Feind derjenigen, die aus einem arbeitsvollen Berufsleben in den Ruhestand treten, die Zeit, hat mir nichts angehabt. Auch in der Ruhe hat es mir nie an Arbeit gefehlt, Langeweile habe ich keinen Augenblick gekannt.

So hat mich Gottes Gnade durch viel Freud und Leid geführt und mir einen friedlichen Lebensabend beschieden: dafür preise ich seinen Namen voll inbrünstigen Dankes.

